

7. MÜNCHNER KINDER-KRIMIPREIS

Ausgezeichnete Krimis 2009



Thea Kramer

VERANSTALTER:



Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

DER KINDER-KRIMIPREIS MÜNCHEN WIRD UNTERSTÜTZT VON:



Vorwort der Schirmherrin	4
Katja Kirner: Der verschwundene Zwilling	5
Antonia Allingham: Die Entführung der Möpse	11
Xenia Valeth: Verbrechen in der Jahreswelt	15
Thalia und Lennard Rachen: Tod in der U-Bahn	23
Annika Kirner: Man gönnt sich ja sonst nichts	29
Franziska Falterer: Oder kommt alles anders?	39
Elisabeth Nan: Sie spielte Klavier (Teampreis 5c Staatliches Maria-Theresia-Gymnasium)	47
Giannina Dall'Asta, Hagera Miazadah, Endrit Rexhaj: Horror im Alltag (Teampreis 7a Hauptschule an der Fürstenriederstraße)	53
Jonas Hoyer: Verbrechen in New York (Teampreis 3d Grundschule an der Gänselieselstraße)	59
Ida Pizzoni: Der Fall für Kim, den Detektiv (Teampreis 3d Grundschule an der Gänselieselstraße)	63
Anton Oberparleiter: Projekt Manhattan in Gefahr (Teampreis 7d Staatliches Maria-Theresia-Gymnasium)	67

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Krimi-Fans,

bereits zum siebten Mal wird der Kinder-Krimipreis für die aufregendsten und abenteuerlichsten Krimigeschichten an Nachwuchsautoren verliehen. Wie mir die Jury berichtete, war es eine große Herausforderung aus 425 eingesendeten Krimi-Manuskripten die Sieger-Krimis zu nominieren. Nach diskussionsreichen Sitzungen der „Sonderkommission Krimipreis“ ist ihnen die Auswahl gelungen. Das Geheimnis wurde auf der Preisverleihung im Großen Saal des Münchner Literaturhauses gelüftet.

Als „Kriminalhauptkommissarin Jo Obermaier“ in der Fernseh-Serie Polizeiruf 110 kenne ich mich in der „Krimi-Szene“ gut aus und habe mit Spannung das Ergebnis des diesjährigen Kinder-Krimipreises erwartet. Gleichzeitig habe ich die Aufgabe als offizielle Schirmherrin gerne übernommen und wünsche allen Nachwuchsautoren weiterhin eine flotte Feder und die dazugehörige Portion Kreativität.

Herzlichen Glückwunsch allen Gewinnern und nun viel Spaß und ein schaurig-schönes Lesevergnügen!

Herzliche Grüße,

Michaela May

Schauspielerin

Schirmherrin des 7. Kinder-Krimipreises 2009

1000 € als Lösegeld für den
goldenen Kerzenständer am
Abend in die
Kaputte Telefonzelle am
Waldrand legen.

DER VERSCHWUNDENE ZWILLING

Das Wetter war mild, es roch nach Frühling und die Glocken der Kirchturmuhren schlugen zwölf Mal. Sebastian Socke öffnete die Augen und wischte sich den Schlaf heraus. Er liebte es, so lange zu schlafen. Als er sich umdrehte bemerkte er, dass sein Zwillingbruder Simon nicht neben ihm lag. „Seltsam“, dachte sich Sebastian, „wir verlassen die Schublade doch immer gemeinsam.“ Beunruhigt beschloss er, seinen Doppeltürer zu suchen. Er wühlte die ganze Schublade, in der sie wohnten, durch und rief nach seinem Bruder. Nirgends konnte er ihn finden und keiner seiner Sockenfreunde in der Schublade hatte etwas bemerkt. Kein Wunder, auch sie schlafen gerne lange und ausgiebig. Wo konnte Simon nur sein? Als er ihn nicht fand, kletterte der Socken aus der Schublade und landete gekonnt auf dem Fußboden. Von dort aus ging er weiter zu dem Korb mit der Schmutzwäsche. „Vielleicht ist er da irgendwie rein gekommen. Frag ich doch einfach mal nach“, dachte sich Sebastian Socke. Schon bemerkte er die Strumpfhose Stella, die ihre Beine gemütlich über den Korbrand baumeln ließ. Sie wusste bestimmt etwas, schließlich war sie im ganzen Kleiderschrank bekannt für ihre Neugier. „Hast du meinen Bruder gesehen? Ich weiß nämlich nicht, wo er ist“, fragte er sie. „Nein, leider nicht!“, antwortete Stella. „Oder hast du eine Idee, wo er sein könnte?“, bohrte Sebastian nach. „Ja doch, ich habe da so eine Ahnung, was ihm zugestoßen sein könnte.“ Sie erzählte: „Meine Freundin wurde einmal von den Menschen durch einen Knoten mit ihren eigenen Beinen erwürgt und achtlos in den Müll geschmissen, weil sie ein Loch in der Ferse hatte. So könnte es deinem Bruder auch ergangen sein.“ Darauf erwiderte Sebastian:

„Das glaube ich nicht, Stella. Mein Bruder passt genau so auf wie ich, dass er keine Löcher bekommt! Und außerdem wären wir dann beide im Müll gelandet. Schließlich sind wir nur zusammen nützlich. Aber jetzt verabschiede ich mich, ich muss Simon finden. Tschüss!“

Sebastian Socke suchte weiter den Wäschekorb durch. „Hallo Sebastian, geht es dir gut? Du schaust so traurig!“, meldete sich da eine Stimme. „Ah, hallo Nanni Nachthemd! Mein Bruder, du weißt schon, Simon Socke, ist einfach nicht mehr da. Als ich heute Mittag von den Kirchenglocken geweckt wurde und mich zu meinem Bruder umdrehen wollte, war er nicht mehr da. Dabei sind wir doch immer gemeinsam unterwegs“, berichtete der Socken seiner Freundin Nanni. „Hast du ihn gesehen?“ Das Nachthemd erwiderte: „Das tut mir aber Leid für dich! Lass mich kurz überlegen. Nein, gesehen habe ich ihn das letzte Mal vor einer Woche.“ „Stella Strumpfhose hat gemeint, dass Simon ein Loch bekommen haben könnte und er deswegen weggeschmissen wurde!“, schluchzte Sebastian. „Genau, das habe ich gesagt!“, meldete sich da jemand. Als der Socken sich umdrehte, stand Stella hinter ihm. Sie war Sebastian gefolgt und hatte das Gespräch belauscht. „Weißt du eigentlich, dass du Sebastian total Angst machst!“, schimpfte Nanni die Strumpfhose. „Pah“, machte Stella und ging beleidigt davon. „Danke!“, sagte Sebastian zu seiner Beschützerin. „Ich mach’ mich wieder auf die Socken. Ich habe solche Angst, dass meinem Bruder etwas zugestoßen sein könnte.“ „Ich komme mit dir, denn aus Erfahrung weiß ich, dass es sich zu zweit leichter suchen lässt“, versprach Nanni Sebastian. Das fand er sehr nett und gleich machten sie sich zusammen auf die Suche.

Bald schon lief ihnen Jack Jacket über den Weg. Auch bei ihm erkundigten sie sich, ob er etwas wüsste. „Vielleicht ist er auf Abenteuerreise gegangen, weil ihm euer langweiliges Stinkesockenleben zu doof geworden ist!“, meinte Jack cool. „Du bist gemein! Dein Geplapper kannst du dir wirklich sparen, unser Leben ist überhaupt nicht langweilig, wenn überhaupt eines, dann deines!“, schimpfte der Socken. Ärgerlich setzten sie ihre Suche fort. Tina T-Shirt, der sie als nächstes begegneten, riet ihnen, Bella Bluse um Rat zu fragen, weil die immer

so gute Ideen hatte. Der Weg zu ihr war nicht sonderlich weit. Der Schrank, in dem sie wohnte, war nämlich direkt über der Schublade mit den ganzen Socken, wo auch Sebastian und sein Bruder Simon Socke lebten.

Als Nanni die Flügeltür öffnete, drang großes Stimmengewirr an ihre Ohren. Hier wimmelte es nur so von den verschiedensten Kleidungsstücken. Die meisten waren gute Freunde von Sebastian Socke und Nanni Nachthemd. Es herrschte geschäftiges Treiben. Die beiden bahnten sich einen Weg zur Kleiderstange, wo Bella Bluse wohnte. Sie hing wie immer an dem hölzernen Kleiderbügel, den sie so liebte, und schaukelte fröhlich hin und her. Neben ihr hatte Toni Trousers Platz genommen. „Entschuldigung, könnt ihr mir helfen, meinen Bruder wieder zu finden?“, fragte der Socken. „Na, wenn das nicht ein Fall für dich ist, Toni“, rief Bella und klopfte ihrem Freund auf die Hüfte. Zu Sebastian meinte sie: „Toni Trousers ist nämlich ein sehr erfolgreicher Detektiv.“ Toni richtete sich geschmeichelt auf und bot sich an: „Aber selbstverständlich, ich helfe doch gerne!“ „Das ist vielleicht ein Zufall. Da treffe ich einen Detektiv genau dann, wenn ich einen brauche!“, freute sich der Socken. Hoffnungsvoll erzählte Sebastian Socke vom Verschwinden seines Bruders und seiner bisher erfolglosen Suche.

Toni Trousers notierte alle Einzelheiten in seinem Notizbuch, das er immer in seiner Hosentasche mit sich trug. Als Sebastian bei seiner Begegnung mit Jack Jacket ankam, stutzte der Detektiv und meinte: „Den müssen wir gleich noch einmal verhören. Der war erst letzte Woche in eine Schlägerei verwickelt. Dabei hat er Henry Hemd zwei Knöpfe ausgerissen und diese dann für teures Geld verkauft. Ob der nicht wieder die Finger im Spiel hat. Kommt, den knöpfen wir uns gleich vor.“ Sebastian war vor Schreck ganz bleich geworden, was sollte er nur tun, ging es seinem Bruder gut oder lebte er überhaupt noch? Nur eines wusste Sebastian: Sie mussten sich beeilen, bevor Jack Jacket mehr Schaden anrichten konnte. Sein Fußgelenk war ganz weich, als sie den Verdächtigten suchten. Jack saß in einer Ecke, Arm in Arm mit seiner Freundin. Sie aßen zusammen Chips. Die hatte er sich bestimmt von dem Geld gekauft, das er für die Knöpfe von Henry Hemd bekom-

men hatte. Sebastian Socke musste zweimal hinschauen. Kürzlich hatte er Jack noch eng umschlungen mit Steffi Strickjacke gesehen, aber jetzt lag in seinen Armen eindeutig Janina Jacke. „Hmhm“, machte sich der Detektiv mit einem Räuspern bemerkbar. „Jack Jacket, ich habe ein paar Fragen an dich.“ „Was willst du, lass mich in Ruhe. Siehst du nicht, dass du störst?“, paffte Jack zurück. „Wenn du mir nicht freiwillig zuhörst, muss ich unseren Polizist Poldi Pullover einschalten“, drohte Toni Trousers. „Also gut, was willst du?“ nuschte Jack unwillig. „Wo warst du gestern Abend und heute den ganzen Tag?“, erkundigte sich der Detektiv. „Ich war die ganze Zeit mit meiner lieben Janina zusammen“, entgegnete Jack. „Du lügst“, mischte sich Sebastian Socke ein, „vorhin, als ich dich nach Simon gefragt habe, warst du allein.“ „Ja, schon, aber nur für kurze Zeit. Danach kam Janina gleich wieder zu mir“, behauptete Jack. „Janina Jacke, ist das richtig?“, forschte Toni weiter. Janina blickte Jack unsicher an. Dieser zwinkerte ihr verschmitzt zu, worauf sie leise ein: „Ja, sicher!“, hervorbrachte. Toni notierte sich alle Antworten in seinem Notizbuch. „Jack, hast du etwas mit Simons Verschwinden zu tun?“, wollte der Detektiv nun wissen. „Nein, natürlich nicht, ich bin vollkommen unschuldig!“ „Wo hast du Simon Socke das letzte Mal gesehen?“ „Als ich mich vor ein paar Tagen wieder dreckig gemacht hatte und in dieses Waschkarussell hinein gekommen bin, nahm der Socken neben mir Platz“, gab Jack zur Auskunft. „Du hast mir doch erzählt, dass Simon so einen fürchterlichen Geruch verbreitet hatte, dass du ihn am liebsten in das Flusensieb geschubst hättest“, mischte sich Janina Jacke nun wieder ein. Jack lief ganz rot an und stotterte: „Ähm, ja, es stimmt schon aber, äh, ich habe es mir nur gedacht und ich habe es, äh und ich habe es gesagt aber nicht getan. Ich schwöre, ich bin unschuldig, aber da fällt mir ein, Stella Strumpfhose hat mir neulich erzählt, dass sie Simon so gerne eins auswischen würde, weil er sie bei einem Streit Schlabberbein genannt hatte“, berichtete ihnen Jack Jacket. „Okay“, ergriff Toni Trousers wieder das Wort, „wir verhören erstmals noch Stella Strumpfhose, dann entscheiden wir, was weiter passiert. Bella Bluse und Nanni Nachthemd, bitte seid so gut und bringt mir Stella Strumpfhose.“

Leider verlief auch dieses Gespräch ergebnislos. Stella stritt alles genauso ab wie Jack. Deshalb beschloss der Detektiv, die beiden Verdächtigen auf das Polizeirevier im sechsten Regalfach zu Poldi Pull-over zu bringen. Der sollte sie weiter verhören. „Inzwischen werden wir deinen Bruder suchen gehen“, sagte Toni zu Sebastian. Während Toni Jack und Stella verhört hatte, hatte sich um sie herum ein kleiner Auflauf aus neugierigen Kleidungsstücken gebildet. Ohne zu zögern schlossen sie sich alle dem Suchtrupp an. Jeder war sich sicher, dass Jacks Weste nicht rein war und er ganz bestimmt etwas mit Simons Verschwinden zu tun hatte. Außerdem wollten sie alle Sebastian helfen, der inzwischen sehr mutlos und verzweifelt geworden war. Sie bildeten einen langen Zug. Ganz vorne an der Spitze marschierte der Detektiv Toni Trousers. Ihm folgten Sebastian Socke, Nanni Nachthemd, Bella Bluse, ihre Freundin Tina T-Shirt, Henry Hemd, Helena Halstuch und noch viele mehr. Sie liefen durch das große Haus und riefen Simons Namen, aber nur Stille kam ihnen zur Antwort.

Als es Abend wurde und sie Simon immer noch nicht gefunden hatten, war Sebastian ziemlich traurig. Toni tröstete ihn: „Wir werden deinen Zwillingbruder schon finden. Es ist jetzt zu spät zum Weitersuchen. Wir sollten alle schlafen gehen, damit wir morgen wieder Kraft haben. Jack und Stella sind bei Poldi Pullover gut aufgehoben. Ich bin sicher, dass er den Schuldigen zu einem Geständnis bringen wird und Simon dann gefunden werden kann. Wir treffen uns morgen früh vor dem Polizeirevier.“ Als Sebastian auf dem Weg ins Bett an dem Korb mit der Schmutzwäsche vorbeikam, glaubte er plötzlich, dass er schon träumte. Oben auf dem Haufen lag, friedlich schlummernd, Simon. Sebastian machte einen Freudensprung und war so glücklich, dass er nicht anders konnte und Simon umarmte. Dabei fiel ihm etwas auf. „Wieso bist du denn schmutzig? Wir waren doch frisch gewaschen! Wo warst du denn die ganze Zeit? Ich habe dich gesucht!“ Der arme Simon schreckte aus dem Schlaf hoch und sah seinen Zwillingbruder erstaunt an. „Was ist denn mit dir los? Kein Grund zur Aufregung. Das nette Mädchen, dessen Füße wir immer wärmen, hat sich das Bein gebrochen und hat einen dicken Gipsfuß. Deshalb konn-

te es heute nur einen von uns anziehen. Morgen bist du dran, Bruderherz“, antwortete er ihm. Und es war wirklich so wie Simon es gesagt hatte. Der Detektiv Toni Trousers lief schnell zu Poldi Pullover und klärte ihn über das Missverständnis auf. Dann entschuldigte er sich bei Stella Strumpfhose und Jack Jacket. Alle waren froh, dass Simon nichts zugestoßen war und kein Verbrecher unter ihnen weilte.

Katja Kirner hat den 1. Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.

DIE ENTFÜHRUNG DER MÖPSE

Das Wetter ist mild, es riecht nach Frühling und die Glocken der Kirchturmuhren schlagen 12 Mal, als Bauer Bruno Bohnenstrudel endlich den schon lang überfälligen Besuch seiner Helfer Manfred Messerschnitt und Knut Klinge erwartet. Wieder schlägt die Kirchturmuhren zur nächsten halben Stunde, da kommt der Besuch bei ihm auf dem Bauernhof an.

„Hey, Manni, altes Haus! Da seid ihr ja endlich!“, ruft der Bauer ihnen entgegen. „Kommt rein, esst was und ab ins Bett! Morgen wird's noch ein anstrengender Tag für euch.“

Kleo, Pink, Neo und Rambo wachen durch diese Geräusche auf und schauen durch einen Spalt der Tür, wer da gekommen ist. „Schau mal Neo, die beiden Typen sehen aber finster aus“, flüstert Pink, „mit denen ist sicher nicht gut Kirschen essen.“ Messerschnitt und Klinge ziehen sich auf ihr Zimmer zurück. Rambo folgt ihnen ganz leise. Durch einen Spalt im Fenster guckt er ihnen nach und hört. „... und dann holen wir uns die Möpfe.“

Schnell läuft er zurück zu den anderen und berichtet: „Stellt euch vor, wir kriegen Möpse.“ – „Möpfe, wieso denn Möpse? Ein Boxer wäre doch besser, der wird jedenfalls nicht so fett“, schimpft Kleo. „Ich finde, dass ein Schäferhund hier besser passen würde“, sagt Neo.

Auf einmal öffnet sich die Tür. Messerschnitt und Klinge stehen vor ihnen. Klinge ruft: „Schnapp dir die Vier da! Die können wir noch gut gebrauchen.“ Sogleich schnappt sich Messerschnitt die Vier und treibt sie vom Bauernhof weg die Straße hinunter. Pink jammert: „Hilfe! Was passiert hier? Wir dürften gar nicht hier sein.“ Plötzlich

taucht ein Lieferwagen auf. „Los! Treib sie genau auf den Lieferwagen zu! Mach schon“, brüllt Klinge. Die Vier stehen mitten auf der Straße. Der Lieferwagen kommt schnell näher. Zu spät reagiert der Fahrer. Das Fahrzeug wird stark abgebremst, gerät ins Schleudern. „Oh nein, wir werden alle sterben!“, brüllen alle vier. Plötzlich ist es ganz still. Rauch steigt auf. Nichts kann man erkennen. Es stinkt. Und zwar nach verbranntem Gummi. Jetzt ist ein Husten zu hören. Wie betäubt stehen die vier immer noch auf der Straße. „Los schnell, hol die Möpfe!“ befiehlt Messerschnitt. „Hast du gehört Rambo, sie klauen die Möpfe aus dem Auto“, flüstert Pink. „Bring die vier zurück zum Bauernhof, die brauchen wir nicht mehr!“ ruft Klinge. Aus dem Augenwinkel beobachtet Neo, wie sich Klinge drei volle Säcke über die Schulter wirft. „Du elender Tierquäler. Mit dir bin ich noch nicht fertig“, denkt er und trottet mit den anderen mit.

Drei Stunden später ist es früh am Morgen. Bauer Bohnenstrudel weckt seine Lieben. „So, heute ist euer großer Tag. Du, Neo, kommst als erster an die Reihe.“ Plötzlich steht Messerschnitt in der Tür, schnappt sich Neo und bringt ihn fort. „Hilfe, Hilfe!“, schreit Neo, aber niemand kann ihm jetzt noch helfen.

„Wir können ihn nicht mehr retten, aber vielleicht noch die Möpfe“, haucht Rambo. Die Drei schleichen sich zitternd raus. „Dort steht das Auto der Verbrecher. Dort müssen auch die Möpfe sein“, folgert Pink. „Hoffentlich leben sie noch?“ ruft Kleo. Sie laufen zum Auto. „Am besten treten wir gemeinsam gegen den Kofferraum“, fordert Rambo sie auf.

Ein lautes Getöse ist zu hören. „Hört sofort mit dem Lärm auf!“ brüllt Bauer Bohnenstrudel und läuft verärgert auf das Auto zu. „Seid ihr verrückt geworden, das Auto zu demolieren. Was soll denn das? Ihr habt hier nichts zu suchen!“ – „Wir müssen uns beeilen, sonst ersticken die armen Möpfe im Kofferraum!“, ruft Kleo. Stocksauer haut Bauer Bohnenstrudel auf den Kofferraumdeckel. Da öffnet sich dieser. „Was sind denn das für Säcke?“ wundert er sich. „Die Säcke sind ja voller Mäuse!“ – „Mäuse??? Wieso denn Mäuse? Das sind doch Möpfe!“, schreien Kleo, Pink und Rambo zusammen.

Kurze Zeit später erscheint die Polizei mit Kommissar Karsten Knoblich. „Schau an, ein Kofferraum voller Kröten“, meint er und schüttelt den Kopf. „Kröten??? Jetzt auch noch Kröten, wo sind denn bloß die Möpfe geblieben?“, brüllen alle Drei verwirrt und verstehen die Welt nicht mehr. „Das ist die Kohle, die letzte Nacht aus einem Geldtransporter geraubt wurde. Die Fahrer berichteten, dass eine kleine Schafherde ihnen direkt vor das Fahrzeug getrieben wurde, so dass sie bremsen mussten. Dann wurden sie ausgeraubt. Wo sind eigentlich Ihre Schafscherer Messerschnitt und Klinge? Egal, die schnappen wir noch. Ihnen Herr Bohnenstroh, äh Bohnenstrudel winkt auf jeden Fall eine fette Belohnung. ... ach übrigens, lassen Sie ihre Schafe hier immer so frei umher laufen?“ erklärt und fragt Knoblich.

Jetzt erscheint auch Neo. „Gut siehst du aus, mein Junge“, meint Bohnenstrudel und streichelt dem frisch geschorenen Schaf über den Rücken. „Hä, hä, hä, immerhin sind wir Drei ungeschoren davon gekommen“, lacht Rambo, „aber um die Möpfe ist es schade“. Schließlich begeben sich die Vier noch leicht verwirrt in ihr Quartier. Und Bauer Bohnenstrudel belohnt seine Lieben mit einer Extraportion harten Croissants.

Antonia Allingham hat den 2. Preis in der Altersgruppe der 9- bis 10-Jährigen gewonnen.



VERBRECHEN IN DER JAHRESWELT

In der Jahreswelt saßen die Monate zusammen und sahen durch ihr Erdenfenster auf Malte März hinunter, der sich gerade auf der Erde befand. Soeben stand er vor dem Kirchturm und warf ein paar Sonnenstrahlen in die Luft. Jetzt wandten alle den Blick von ihm ab und lauschten September-Simon, der einen Brief von ihm vorlas:

Hallo Leute, hier ist es super. Die Menschen freuen sich sehr, mich zu sehen. Ich bin ja schon ein paar Tage hier, und inzwischen habe ich den Schnee, den der kleine Felix Februar hier überall liegen gelassen hat, fast vollständig vertrieben. Er müsste eigentlich schon beim Schneemann angekommen sein. Irgendwie kann ich diesmal keine Schneeflocken mehr sehen. Immer tanzen sie mir auf der Nase herum! Und mit den Krokussen vertragen sie sich auch nicht. Liebe Grüße, M. März,

schrieb Malte. An der Stelle, an der Malte Felix „klein“ nannte, erwarteten alle größte Empörung. Die anderen zogen ihn gerne ein wenig damit auf, dass er nur 28 Tage hatte, und damit der Kleinste der zwölf Freunde war. Das entrüstete ihn für gewöhnlich. Doch diesmal folgte keine Klage. Alles blieb still. Die verwunderten Monate sahen sich um. Seit wann ließ ihr Freund derartiges einfach über sich ergehen? Wo war er überhaupt? Dezember-Dora sprach aus was alle dachten: „Felix ist gar nicht da!“ Alle bekamen einen Schrecken. Noch nie hatte jemand, ohne Bescheid zu sagen, bei einer Versammlung gefehlt. Ob Felix plötzlich krank geworden war? Wintermonate bekamen sehr leicht Fieber. Ein regelrechtes Stimmengewirr kam auf, denn jeder wollte seine Vermutungen äußern. Das ging eine ganze Weile so, bis Jana Januar sich räusperte. Augenblicklich war alles still. Jana ergriff das

Wort. „Liebe Freunde, bitte beruhigt euch erst einmal. Vielleicht sitzt Felix in seinem Haus und lacht sich schief über uns. Oder er hat ganz einfach verschlafen. Ich schlage vor, dass ich jetzt erst einmal nachsehe, ob er zu Hause ist. Schließlich bin ich seine Nachbarin. Hat irgendjemand Lust, mich zu begleiten?“ Dezember-Dora meldete sich. Zehn Minuten später gingen die Beiden auf Felix' Haus zu. Dort angekommen traten sie ein und sahen sich um. Es sah aus wie immer. Luftschlangen lagen herum, und einige Eiszapfen hingen von der Decke. Es war niemand zu Hause. Aber einen Unterschied gab es: Es roch so seltsam nach Frühling. War ein Frühjahrsmonat hier? Nein, nur eine Faschingsmaske hüpfte lachend herum. Plötzlich rief Jana: „Da liegt eine Blume auf dem Boden!“ Es war ein Märzbecher. „Was macht der denn hier?“, fragte Dora verwundert. Jana zuckte die Achseln. „Keine Ahnung. Den muss jemand verloren haben, denn Felix braucht ihn sicher nicht.“ Beide überlegten. Dann sagten sie wie aus einem Munde: „Malte März!“ – „Aber was hat er hier gemacht?“, rätselte Dora.

Da kicherte die Maske: „Hihihi ... hat ihn mitgenommen! ... ganz schön geschrien ... hat ihm Mund zugehalten. Hahaha!“ – „Was? Warum denn?“, fragte Jana besorgt. Doch die Maske drehte ihr eine lange Nase, öffnete das Fenster und sprang heraus. War Felix etwa entführt worden? Und dann auch noch von ihrem Freund! „Aber Malte ist doch gar nicht da! Wie soll er dann Felix entführen? Und außerdem würde er das doch niemals tun, oder?“ Dora war schockiert. Jana schüttelte den Kopf. „Mir kommt es auch seltsam vor.“ „Komm, wir müssen es den anderen erzählen!“, rief Dora, schnappte sich den Märzbecher, der vor Aufregung fast seinen ganzen Nektar verschüttete, und rannte mit Jana aus dem Haus.

Zurück im Versammlungsraum wurden sie von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Irgendwie schafften sie es jedoch, die Ruhe wiederherzustellen, damit sie von ihrer Entdeckung berichten konnten. Als sie geendet hatten, waren die restlichen Monate erst einmal schockiert. Wenn Felix nicht wieder auftauchte, fehlte den Menschen ein ganzer Monat! Leute, die im Februar geboren waren, würden nie mehr Geburtstag feiern können, es würde nie wieder Fasching geben ... außer-

dem war so etwas noch nie vorgekommen. Und ausgerechnet ihr Freund Malte sollte der Täter sein? Noch nicht einmal eine Polizei gab es in der Jahreswelt! König Kalender der 2009. hielt das für unnötig, da er kleinere Streitereien selbst schlichtete. Doch da alles auf Malte hindeutete, mussten sie davon ausgehen, dass er Felix entführt hatte. Aber das war unmöglich! Nun überlegten die Freunde, wie sie Klarheit in die Sache bringen und vor allem Felix finden konnten. September-Simon schlug vor, Malte von der Erde zurückzurufen und ihn zu zwingen alles zu verraten, aber das hätte wohl zu große Verwirrung bei den Menschen hervorgerufen. Außerdem konnten sie noch immer nicht ganz glauben, dass ihr Freund so etwas getan haben sollte. Jutta Juni wusste schließlich die Lösung: „Jemand von uns muss ermitteln! Wer will Detektiv spielen?“ „Am besten Jana und Dora. Die haben sowieso schon damit angefangen“, schlug August-Aurora vor. Alle Blicke lagen auf den Beiden. Sie sahen sich an – dann nickten sie.

Jetzt beratschlagten die zwei, was sie am besten tun sollten. Sie hatten ja keinerlei Erfahrung in solchen Dingen. Dora schlug vor, den Schneemann aufzusuchen. Er passte auf die Schneeflocken auf, wenn sie nicht gebraucht wurden, und sowohl Felix als auch sie selbst hatten guten Kontakt zu ihm. Jana stimmte zu. Die anderen wollten erst einmal nach Hause gehen. Also verabschiedeten sie sich voneinander, und die Detektivinnen steuerten die nächste Bushaltewolke an, da die Schneewiese, wo der Schneemann lebte, ziemlich weit weg lag. Glücklicherweise mussten sie nicht lange warten, und bekamen sogar Sitzplätze. Das war eine Seltenheit, denn normalerweise war der Bus so voll, dass kaum alle Passagiere hineinpassten. Viele Sekunden und Minuten fuhren meistens mit, da sie immer in Eile waren. Die Sitze in dem Bus waren zudem sehr komfortabel: Es gab sowohl beheizte als auch gekühlte Plätze, damit alle Passagiere sich wohl fühlten. Die Fahrt war allerdings nicht von Pappe. Der Busfahrer, der von allen nur der Wilde Willi genannt wurde, und der Sohn von Tornado-Tom war, machte seinem Spitznamen alle Ehre. Er fuhr viel zu schnell, hätte mehrmals beinahe die Kurve nicht gekriegt, und überfuhr fast einen Sonnenstrahl, der mit dem Dreirad auf einer Schäfchenwolke herum-

kurvte. Doch nach einer halben Stunde waren die Detektivinnen an der Haltewolke 7 angekommen. Von dort war es nicht weit zur Schneewiese. Das große Tor, durch das man auf die Wiese gelangte, war jedoch verschlossen. Das war es zwar immer, wenn sie kamen, aber der Schneemann hatte großen Spaß daran, sich immer neue Methoden auszudenken. Die Freundinnen sahen sich ratlos um. Es gab weder eine Klingel, noch einen Türklopfer. Wie sollten sie das Tor öffnen? Nicht einmal ein Schloss oder eine Klinke waren vorhanden. Dora begann, nach dem Schneemann zu rufen, doch bekam keine Antwort. Jana versuchte es mit „Sesam, öffne dich!“, „Hokuspokus!“ und „Sim-salabim!“, aber nichts geschah. Dezember-Dora hatte schließlich den rettenden Einfall. „Weißt du was? Hier geht es doch um Schnee. Vielleicht können wir das Tor damit zum Aufgehen bewegen!“, schlug sie vor. „Wir haben aber keinen Schnee“, stellte Jana trocken fest. „Nein, aber wenn wir ihm ein Gedicht aufsagen, oder ein Lied vorsingen ...“, erklärte Dora. Nun war der Groschen auch bei Jana Januar gefallen, und sie begann aus vollem Hals zu singen: „Schneeflöckchen, Weißröckchen, wann kommst du geschneit ...“ Und tatsächlich! Langsam öffnete sich das Tor. Eiszapfen stießen aneinander und spielten so eine leise Musik. „Wahnsinn!“, entfuhr es Jana. Dann schritten sie durch die goldene Pforte. Ein endloses Weiß strahlte ihnen entgegen. Schneeflocken tanzten sanft in der Luft. Hinten am Horizont kam jemand auf sie zu. Es war der Schneemann. „Guten Tag!“, begrüßte er sie, „wollt ihr euch jetzt schon Schnee abholen? Ich habe doch extra zugesperrt, weil ich dachte, dass jetzt sowieso lange niemand kommt.“ Dora sprudelte heraus: „Felix ist verschwunden. Jemand muss ihn entführt haben! Eigentlich müsste es Malte März gewesen sein. Wir haben nämlich einen Märzbecher in Felix' Haus gefunden. Aber Malte ist ja gar nicht da!“ Der Schneemann war so entsetzt, dass es ihm erst einmal die Sprache verschlug. Als er sich wieder einigermaßen beruhigt hatte, fragte er verwundert: „Aber warum sollte Malte Felix entführen? Selbst, wenn er hier wäre, hätte er doch gar keinen Grund dazu! Bevor er auf die Erde verweist ist, war er sogar noch bei mir, und hat mir mitgeteilt, dass die Schneeflocken bald ankommen würden. Dabei hat er wieder

erwähnt, wie gut er mit Felix befreundet ist! Sprecht mal mit April-Anna. Vielleicht weiß sie etwas darüber. Übrigens: Felix schuldet November-Noah schon seit einer Woche eine Wolke.“

Ja, zu Anna könnten sie gehen. Noah dagegen war für gewöhnlich eher geduldig. Bestimmt würde er Felix wegen einer kleinen Wolke nicht gleich entführen. Die beiden Monate bedankten sich für den Rat, und gingen in Richtung Haltewolke, wo der Bus gerade um die Ecke bog. Wieder saß der Wilde Willi am Steuer, was auf eine zweite stürmische Fahrt schließen ließ. Außerdem waren diesmal tatsächlich alle Sitzmöglichkeiten restlos von einer Gruppe Nebelschwaden ausgenutzt, so dass die Freundinnen stehen mussten. Während der Fahrt unterhielten sie sich über den Fall, und besprachen, was als Nächstes zu tun sei. „Ich finde, wir sollten wirklich bei Anna vorbeischauchen. Vielleicht kann sie uns ja irgendwie weiterhelfen“, schlug Dezember-Dora vor. Als sie auf Annas Haus zingingen, malte die gerade einen Regenbogen an. Sie schien ihre Besucher nicht zu bemerken. Dora räusperte sich. Erschrocken fuhr Anna herum, dann sah sie die Detektivinnen. „Hallo! Na, seid ihr schon weitergekommen?“ wollte sie wissen. „Wir wollten nur fragen, ob dir noch irgendetwas eingefallen ist, was du vielleicht gehört oder gesehen hast. Vorhin waren wir ja alle viel zu aufgeregt, um irgendetwas zu erzählen. Der Schneemann meinte auch, du könntest uns helfen. Schließlich wohnst du ja so nah bei Malte“, erklärte Jana. Anna überlegte. Dann sagte sie: „Na ja, ich habe Malte in letzter Zeit oft in seinem Garten gesehen. Er hat Krokusse gezüchtet, um sie mit auf die Erde zu nehmen. Ich sage dir, das war vielleicht laut! Die haben ununterbrochen gekichert! Als er vor einer Woche ging, hat er mich gefragt, ob ich auf sein Haus aufpassen könnte, aber ich habe so viel zu tun, schließlich muss ich mich ja auch auf die Erde vorbereiten. Also hat er seinen Schlüssel Markus Mai gegeben“, berichtete sie. „Hattest du schon mit Felix gesprochen, seit er wieder in unserer Welt ist?“, fragte Dora. „Ja“, entgegnete April-Anna, „aber es schien ihm gut zu gehen. Ich war gestern Abend noch bei ihm zum Essen eingeladen, und er war ganz vergnügt und hat gepfiffen und geredet wie ein Wasserfall.“ Nun wussten die Detektivinnen weiter:

Felix konnte frühestens in der letzten Nacht entführt worden sein. Sonst hätte er schließlich am Abend davor nicht mit Anna essen können! Also bedankten sie sich bei ihrer Freundin und gingen. Dora wollte am liebsten gleich Markus Mai befragen, aber als sie zu seinem Haus kamen, lag er schlafend in der Hängematte in seinem Vorgarten. Dort wimmelte es von Blumen aller Art. Sie wuselten durcheinander und unterhielten sich in hohen, zwitschernden Lauten. Bunte Schmetterlinge flogen über sie hinweg. Es war ein einziges Farbenmeer. „Sollen wir ihn wecken?“, flüsterte Dora. Jana schüttelte den Kopf. „Lass ihn schlafen. Wir können nachher wiederkommen.“ Dora wurde langsam nervös. Jetzt suchten sie schon so lange nach ihrem Freund! Hoffentlich würden sie Felix bald finden!

Nachdem sie den Garten verlassen hatten, berieten sie sich, wie sie nun vorgehen sollten. „Fällt dir jemand ein, den wir fragen könnten?“, fragte Jana. Ihre Freundin überlegte. „Hm ... Beim Schneemann waren wir schon. Aber vielleicht die Blumenfrau?“ Aber damit war Jana nicht einverstanden. „Nein, ich glaube nicht, dass sie etwas damit zu tun hat. Sie kennt ihn doch gar nicht richtig.“ Das leuchtete auch Dora ein. „Okay, sie ist wahrscheinlich unschuldig, aber ich verstehe das nicht! Malte ist nicht da, aber ausgerechnet er ist der einzige Verdächtige! Wie sollen wir so weiterkommen? Wir können schließlich nicht die ganze Welt befragen!“ Jana aber erinnerte sie an den Rat des Schneemannes. Sie schlug vor: „Wir könnten doch zu November-Noah gehen. Vielleicht hat er irgendetwas mitbekommen, weil er gegenüber von Felix wohnt.“ Dora war einverstanden. „Na gut, aber danach gehen wir nach Hause. Es ist ja auch schon spät, wir können doch nicht mitten in der Nacht unsere Freunde aus dem Schlaf klingeln.“ Kurze Zeit später standen die zwei vor Noahs Haus und machten ein ratloses Gesicht: Noah war nicht zu Hause! „Wo kann er nur sein?“, fragte Dora. „Ich glaube, er ist beim Regenfischen“, vermutete Jana. „Da ist er fast immer, wenn er nicht hier ist.“ Also machten die Beiden sich auf den Weg zum Wolkensee, wo Noah gerne Regentropfen fing. Allmählich wurde es dunkel, und da der Neumond gerade seine neuen Mondlichtschlucker ausprobierte, konnten sie kaum et-

was sehen. Zum Glück hatten sie Kugelblitzlampen dabei, denn sonst wären sie vielleicht geradewegs in den Wald gelaufen. So aber waren sie bald am See angelangt. Doch als sie am Ufer standen, mussten sie eine Enttäuschung erleben: Noah war nicht da! „So ein Mist!“, ärgerte sich Jana. „Jetzt sind wir den ganzen Weg umsonst gelaufen!“ Sie wollten sich schon wieder auf den Heimweg machen, als Dora plötzlich etwas auffiel. „Schau mal, das alte Haus da hinten! Da wohnt doch schon seit Ewigkeiten keiner mehr! Aber es brennt Licht! Und eingezogen ist niemand, dann hätte es doch eine Begrüßungsfeier gegeben. Jana, ich wette, das hat etwas mit Felix zu tun!“ Jana sah zu dem Haus hinüber. Tatsächlich stand es hell erleuchtet. „Das ist unsere Chance!“, wisperte sie ihrer Freundin zu. „Komm, wir schleichen uns ran!“

Um nicht entdeckt zu werden, versteckten sie sich hinter der großen Tanne, die vor dem Holzhaus stand, und lauschten von dort aus angespannt auf die Stimme im Haus, die wie wild herumschrie. „Verdammt noch mal, jetzt red’ schon! Verrat’ mir endlich wie du das mit dem Schaltjahr machst, sonst lass’ ich dich für immer und ewig hier drin! Und zwar gefesselt und geknebelt!“ – „Dora, Felix ist da drin! Wir müssen ihn befreien! Wenn ich ,jetzt’ sage, reißen wir die Tür auf und stürmen rein!“ – „Und wenn er uns auch fesselt?“ – „Dora, willst du Felix nun retten oder nicht? Du bist doch sonst auch nicht so ängstlich! Jetzt!“ Sie rannten los, rissen die laut quietschende Tür auf, und schrien: „Hände hoch! Jetzt haben wir dich!“ Der Entführer erstarrte. Langsam drehte er sich um. Verblüfft sahen sie in das Gesicht von Franz Frühlingsanfang. „Du hast also Felix entführt!“, schrie Jana. „Du solltest dich schämen!“ Franz war wütend. Er zeigte auf den mit warmer Frühlingsluft gefesselten Felix, und rief: „Ihr habt leicht reden, ihr mit euren viereinhalb Wochen! Ihr mit euren 31 Tagen! Er hat 28 Tage, manchmal sogar 29! Und da ist er noch unzufrieden, wenn er gehänselt wird! Und ich? Einen jämmerlichen Tag lasst ihr mich auf die Erde! Nicht einmal einen Schalttag bekomme ich! Und da dachte ich, dem zeig ich’s, der verrät mir das Schaltjahrgeheimnis, dann bin ich auch jemand Besonderes! Aber er ist stur wie ein Eisblock!“ Dann ging alles ganz schnell. Dora blockierte die Tür, damit

Franz nicht fliehen konnte, während Jana Felix befreite. Danach ging Dora zum See und schickte einen Tautropfen zu König Kalender, der ihm berichten sollte, dass Felix Februar gerettet war. Seine Majestät hatte schon von Felix' Verschwinden gehört, und war froh, dass man ihn gefunden hatte. Eine Viertelstunde später kam er mit seinen Leibwachen, Neujahr und Silvester, ins Haus. Die nahmen Franz sogleich fest und schleppten ihn in die Kutsche des Königs, der sich vor Begeisterung von Janas und Doras Leistung beinahe überschlug. Gemeinsam fuhren sie ins Schloss. Die Kutsche wurde von vier Winden gezogen, so dass die Fahrt zügig voranging. Franz Frühlingsanfang war wie ausgewechselt. Kreidebleich saß er auf seinem Platz zwischen den Wachen und starrte aus dem Fenster. Doch es half nichts, er musste aussteigen, und die Wachen führten ihn ins Schloss. Durch eine große Tür betraten sie den Thronsaal, wo Franz sogleich verurteilt wurde: Wenn er von der Erde zurückkam, musste er ein halbes Jahr lang dem Schneemann zur Hand gehen und Schneeflocken hüten. Bis dahin sollten zwei weitere Wachen auf ihn aufpassen, damit er nicht fliehen konnte. Die beiden Detektivinnen dagegen bekamen vom König höchstpersönlich den silbernen Eisblumenorden verliehen. Dann wurden sie und Felix zurück nach Hause gefahren und fielen dort todmüde, aber erleichtert ins Bett. Sie waren sicher: So etwas würde nie wieder vorkommen!

Zwei Wochen später standen die Monate erneut vor dem geöffneten Erdenfenster, und sahen hinunter. Das Wetter war mild, es roch nach Frühling und die Glocken der Kirchturmuhr schlugen zwölf Mal. Vor der Kirche stand Franz Frühlingsanfang. Er warf einen Brief in die Luft. Jakob Juli beugte sich aus dem Fenster und fing ihn auf. Er öffnete den Umschlag, und las:

Viele liebe Grüße an alle, und besonders an Felix. Es tut mir Leid. Außerdem gefällt es mir in der Jahreswelt sowieso am besten. Aber der eine Tag hier unten ist super. Die Menschen veranstalten Unmengen von Frühlingsfesten nur für mich! Ich freue mich darauf euch wieder zu sehen, und euch alles zu erzählen. Euer Franz Frühlingsanfang.

Xenia Valeth hat den 1. Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.

TOD IN DER U-BAHN

Das Wetter war mild und obwohl es erst Anfang März war, roch es nach Frühling. Die Glocken der Kirchturmuhren schlugen acht Mal.

Die Aula der Universität war hell erleuchtet. Der Raum war überall mit Blumen geschmückt. An der Seitenwand befand sich ein riesiges Buffet mit allerlei Gerichten, kalten Platten, Salaten, leckeren Nachspeisen und natürlich auch vielen verschiedenen Getränken. In der Mitte der Aula war ein langer Tisch in T-Form aufgebaut. Er war festlich gedeckt mit schönem Porzellan.

Die Gäste waren alle in Abendrobe gekleidet. Auf der Bühne standen ein Rednerpult und ein Mikrofon.

Der Direktor der Universität und der Dekan der Astrophysik traten auf die Bühne und hielten eine Ansprache.

„Meine verehrten Gäste, liebe Kollegen und Freunde! Lasst uns die Gläser heben zu Ehren von Professor Edelman! Dank seiner herausragenden Forschungsergebnisse kann der Weltraumschrott nun umweltfreundlich entsorgt und Zusammenstöße von Satelliten im Weltall vermieden werden! Sowohl die NASA als auch die ESA haben uns Forschungsgelder in Millionenhöhe zugesagt. Unser Institut kann nun auch in Zukunft problemlos weiterforschen. Auf unseren hochgeschätzten Professor Edelman!“

Alle Gäste hoben ihre Gläser und tranken auf sein Wohl und seinen Erfolg. Der Professor saß als Ehrengast am Tischende in der Mitte, so dass alle Gäste ihn sehen konnten. Er war sehr glücklich über diese Ehrung und es gefiel ihm, von allen bewundert zu werden.

Nach der Ansprache konnten alle Gäste aufstehen und locker beisam-

men sein. Alle tranken, lachten und amüsierten sich gut.

Horst Jakobsen, der Doktorand ging zum Professor hinüber. Seine Sekretärin brachte ihm gerade ein buntes Getränk mit Schirmchen und einem Früchtespieß quer über dem Glasrand.

„Herr Professor“, sagte Horst Jakobsen „lassen Sie uns ein letztes Mal anstoßen auf ihren großen Sieg! Es ist schon spät und ich muss nach Hause. Ich will morgen an meiner Doktorarbeit weitermachen.“ Beide hoben ihr Glas und tranken es in einem Zug leer.

„Ich werde mit Ihnen gehen, Horst. Wir haben ja beide fast den gleichen Weg. Ich bin auch müde – es war ein langer und ereignisreicher Tag für mich!“, erwiderte der Professor.

Sie verabschiedeten sich von den Gästen und gingen gemeinsam zur Haltestelle der U6 Garching-Forschungszentrum.

Die U-Bahn war ziemlich voll. Horst Jakobsen und der Professor stiegen in den letzten Wagen ein und setzten sich ganz hinten auf die Bank. Während der Fahrt wurde dem Professor plötzlich übel. Sein Bauch tat weh und ihm war schwindelig.

„Sie sehen aber gar nicht gut aus, Herr Professor. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“ fragte Horst Jakobsen.

„Nein, nein! Es ist schon wieder gut!“ Der Professor versuchte unter Schmerzen zu lächeln. „Ich habe wohl etwas zu viel getrunken, glaube ich. Ich lege mich zu Hause gleich schlafen und morgen ist wieder alles gut.“

„Nächster Halt – Studentenstadt“, tönte es aus dem Lautsprecher der U-Bahn.

„Hier muss ich raus“, sagte Horst Jakobsen. „Also, gute Besserung. Wir sehen uns dann morgen!“ Er stieg schnell aus der U-Bahn und verschwand.

Während der Fahrt ging es Professor Edelmann immer schlechter und er musste sich übergeben. Die anderen Fahrgäste wendeten sich angeekelt ab. „Kein Benehmen mehr heutzutage“, murmelte einer und stieg bei der nächsten Haltestelle aus.

„Garching-Forschungszentrum – Endstation. Alle aussteigen!“, tönte es wieder aus dem Lautsprecher. Der Lokführer stieg aus. Endlich Fei-

erabend! Nur noch die Bahn in die Wartungshalle fahren und dann ab nach Hause, dachte er bei sich. Er ging zur Kontrolle noch durch die U-Bahn, als er plötzlich im letzten Wagen noch jemanden sitzen sah. „Hey, Sie da vorne. Aussteigen – hier ist Endstation!“ Der Mann rührte sich nicht. „Haben Sie mich nicht gehört, Mann?“

Der Lokführer ging auf den Mann zu und rüttelte ihn an der Schulter. Er war starr und steif und kippte zur Seite. Der Lokführer versuchte seinen Puls zu fühlen.

„Oh mein Gott! Der Mann ist ja tot!“ Entsetzt rannte er aus dem Zug, wählte den Polizeinotruf und berichtete genau, was vorgefallen war. Einige Zeit später wimmelte es von Polizisten und der Spurensicherung, die den Tatort absicherten und untersuchten. Der Außendienstleiter der Kripo München, Kommissar Finkenzeller, und seine Kollegin Kommissarin Hildebrand notierten die Zeugenaussagen.

Auch die Polizeipresse sowie zivile Journalisten waren da und machten Fotos vom Tatort.

„Weißt Du, wer das Opfer ist?“, fragte Kommissar Finkenzeller seine Kollegin.

„Laut seinen Papieren heißt er Gustav Edelmann. Er scheint Professor an der Universität zu sein, aber das müssen wir erst noch überprüfen“, antwortete seine Kollegin. „Okay, sollen die hier seine Leiche erst mal in die Pathologie bringen, um die Todesursache herauszufinden. Wir fahren jetzt erst mal zum Haus des Opfers.“

Beide Kommissare begaben sich zur Wohnung vom Professor, aber niemand öffnete die Türe. Er lebte anscheinend alleine. Also fuhren sie direkt weiter zur Pathologie. Sie mussten noch ein bisschen warten, bis die Autopsie abgeschlossen war.

„Nun Doktor Weber, was war denn die Todesursache? Vermutlich Herzversagen, oder?“, fragte Kommissar Finkenzeller den Pathologen.

„Nein, kein Infarkt und auch kein Schlaganfall – so viel steht fest! Der Professor war trotz seines hohen Alters wirklich gesund“, widersprach der Pathologe.

„Aber was hat ihn denn dann umgebracht?“, fragte die Polizistin ratlos. „So wie es aussieht, ist er vermutlich vergiftet worden, aber ich

kann noch nicht sagen, um welches Gift es sich handelt. Das muss erst noch das Labor herausfinden.“

Am nächsten Morgen erschien ein großer Bericht auf der Titelseite der Tageszeitung:

„Toter in der U-Bahn Garching-Forschungszentrum gefunden. Bei dem Opfer handelt es sich um einen Professor der Universität ... Die Polizei bittet um Ihre Mithilfe bei der Aufklärung. Zeugen melden sich bitte auf dem Polizeirevier ...“

„Puh, endlich eine Verschnaufpause!“, stöhnte Kommissarin Hildebrand. „Ja, aber durch die vielen Zeugenaussagen aus der U-Bahn haben wir jetzt ein genaues Bild vom Tatgeschehen“, erwiderte Kommissar Finkenzeller. „Es war noch jemand bei dem Professor, als er nach Hause fuhr. Die anderen Fahrgäste glaubten, er wäre betrunken und haben deshalb nicht auf sein Röcheln und sein seltsames Benehmen reagiert. Sie konnten ja nicht wissen, dass er in Lebensgefahr war und nach Hilfe suchte.“

Brr, brrrrrr. Das Telefon klingelte. „Kommissar Finkenzeller hier. Ah, Doktor Weber! Sie haben die Ergebnisse der Autopsie. Gut ... Ja, ... Was? ... Wie? ...“

Nach einiger Zeit legte er den Hörer auf und schaute seine Kollegin stirnrunzelnd an. „Er sagt, die Blutuntersuchung bestätigt die Vergiftung. Es wurde ein Schierlingskraut verwend...“

„Ja, aber klar, der berühmte Schierlingsbecher! Logisch!“, fiel ihm seine Kollegin ins Wort.

„Was für ein Becher?“, fragte der Kommissar verdutzt.

„Der Schierlingsbecher!! Der Saft vom gefleckten Schierlingskraut wird einem Getränk beigemischt. Das Gift bewirkt eine von den Füßen hochsteigende Lähmung, die dann zum Tod durch Atemlähmung führt. Ziemlich grausam, finde ich. Deshalb konnte sich der Professor auch nicht mehr richtig bewegen, und hat nur noch geröchelt. Der Philosoph Sokrates ist so gestorben, weißt du!“ Kommissarin Hildebrand sah ihren Kollegen spöttisch lächelnd an.

„Ich glaube es nicht! Ich habe ein wandelndes Lexikon zur Polizeipartnerin“, murmelte dieser vor sich hin. „Komm, auf, wir fahren zur

Uni und befragen die Kollegen des Professors!“ Beide Polizisten fuhren zur Universität.

Zuerst befragten sie den Direktor und dann den Dekan, aber beide konnten keine neuen Informationen liefern. Danach kamen sie zu Horst Jakobsen.

„Sie sind also der Doktorand von Professor Edelmann?“

„Ja, er hilft äh, half mir bei meiner Doktorarbeit. Wir sind gestern zusammen nach Hause gefahren. Es ging ihm nicht gut und er sah wirklich krank aus. Ich hatte mir Sorgen gemacht“, antwortete Horst Jakobsen.

„Der Professor wurde vergiftet. Haben Sie eine Ahnung, wer etwas gegen ihn gehabt haben könnte?“, fragte die Kommissarin.

„Eigentlich nicht. Er war ein gutmütiger Mensch und alle mochten ihn. Hhmm. Vielleicht seine Sekretärin. Die beiden hatten letzte Woche einen lauten Streit. Jeder konnte es hören.“

„Vielen Dank. Wir werden der Sache nachgehen“, sagte Kommissar Finkenzeller und beide Polizisten gingen in das Büro von Professor Edelmann.

„Frau Peters! Kommissar Finkenzeller und Kommissarin Hildebrand von der Kripo München. Wir haben ein paar Fragen zum Tod des Professors. Stimmt es, dass Sie vor einiger Zeit einen lauten Streit mit ihm hatten? Worum ging es und wo waren Sie zur Zeit des Tatgeschehens?“

„Ja, wir hatten eine Auseinandersetzung, weil Papiere unauffindbar waren. Der Professor hatte sie verlegt, aber am nächsten Tag wieder gefunden. Gestern war ich natürlich auch auf der Ehrenfeier. Ich bin bis zum Ende geblieben und habe danach noch geholfen aufzuräumen“, erklärte die Sekretärin überrascht.

Am nächsten Tag kamen die beiden Kommissare wieder in die Universität. „Horst Jakobsen, Sie sind verhaftet! Sie werden beschuldigt Herrn Professor Edelmann vergiftet zu haben!“, sagte der Kommissar.

„Was, ich ...? Wie, wie kommen Sie darauf?“, stotterte Horst Jakobsen. Die Polizisten legten ihm Handschellen an und führten ihn ab.

Auf dem Revier saß Horst Jakobsen im Vernehmungsraum. Beide Kommissare waren bei dem Verhör dabei.

„Wie sind Sie darauf gekommen, dass ich der Täter bin?“, fragte Jakobsen. „Die Sekretärin hat doch dem Professor den Trank gebracht?“

„Ja, das stimmt. Sie war auch zuerst unsere Hauptverdächtige. Aber nachdem wir herausgefunden hatten, welches Gift verwendet worden war, sind wir zur Botanischen Abteilung der Universität gefahren. Die Leiterin, Frau Dr. Schindler – Ihre Freundin – hat uns erzählt, dass dort der gefleckte Schierling zu Forschungszwecken angebaut wird. Streng bewacht! Nur sie konnten ungehindert dorthin gelangen!“, erklärte Kommissar Finkenzeller.

„Aber erzählen Sie uns doch, warum sie es überhaupt getan haben?“, fragte seine Kollegin Horst Jakobsen.

„Die Berechnungen zur Vermeidung von Zusammenstößen im Welt- raum und die Universalformel zur biologischen Zersetzung von Welt- raumschrott habe ich ganz allein herausgefunden. Nachdem die bei- den Satelliten im All zusammengestoßen sind, bin ich auf die Lösung gekommen. Es war Bestandteil meiner Forschungen. Professor Edel- mann hat mir alles gestohlen und als seine Ergebnisse ausgegeben. Er hat den ganzen Ruhm für sich alleine gewollt! Zwei Jahre meiner Forschungszeit waren verloren. Verstehen Sie!“ Horst Jakobsen sah die Kommissare verzweifelt an. „Diese Arbeit wäre mein Durchbruch ge- wesen! Ich hätte überall auf der Welt eine feste Anstellung bekommen und für den Rest meines Lebens ausgesorgt!“

„Nun ja, jetzt werden Sie auch eine feste Bleibe und für immer ausgesorgt haben – lebenslänglich im Gefängnis!! Das kann ich Ih- nen versichern“, entgegnete Kommissar Finkenzeller. „Abführen!“

Thalia und Lennard Rachen haben den 2. Preis in der Altersgruppe der 11- bis 12-Jährigen gewonnen.

MAN GÖNNT SICH JA SONST NICHTS

Das Wetter war mild, es roch nach Frühling und die Glocken der Kirchturmuhre schlugen zwölf Mal. Katrin Baumgartner lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und lauschte dem durchdringenden Klang der Glocken. Eine leichte Brise mit dem frischen Duft nach Frühling wehte ihr durch das geöffnete Fenster ins Gesicht und Katrin vergaß für kurze Zeit, dass sie in ihrem Büro vor dem Notebook saß und gerade dabei war, einen Artikel über den Kinder-Krimipreis für eine Münchner Tageszeitung zu schreiben. Sie liebte den Frühling. Sie mochte auch das Geläut der nebenstehenden Kirche. Nicht nur, weil der Zwölf-Uhr-Schlag sie daran erinnerte, dass sie jetzt Pause hatte. Die junge Journalistin schlüpfte in ihre Jacke, schnappte sich ihre Handtasche und ging freudig hinaus. Wie immer in der Mittagszeit machte sie sich auf den Weg in das gegenüberliegende Kaufhaus, um sich dort einen Snack zu besorgen. Mit einem leisen Surren öffneten sich die Eingangstüren und die Journalistin tauchte in das alltägliche Einkaufsleben ein. Sie schlenderte durch die Reihen auf die Lebensmittelabteilung zu.

Als Katrin eine Viertelstunde später wieder aus dem Kaufhaus kam, trug sie zwei vollgefüllte Einkaufstüten mit sich. „Was habe ich denn da alles mitgenommen?“, warf sie sich selbst vor. Eigentlich hatte sie sich doch bloß ein Mittagessen holen wollen. Trotzdem fühlte sie sich glücklich. „Man gönnt sich ja sonst nichts!“, dachte sie sich und trug ihre Einkäufe in die Redaktion.

Nach Feierabend war Katrin gerade dabei ihr Fahrrad vor der Haustür abzusperrern, als sie jemand von hinten ansprach: „Hi, Katrin!“ Die Journalistin wirbelte herum, obwohl sie sowieso schon wusste,

um wen es sich handelte. Marie stand im Gartentor und lächelte sie an. Die beiden waren gleich alt und seitdem Katrin vor zwei Jahren in das Haus eingezogen war, indem auch Marie wohnte, verstanden sie sich glänzend. „Hallo Marie!“, begrüßte sie ihre Freundin, „Wie geht's?“ „Na ja, passt schon!“, entgegnete diese. Katrin bemerkte, dass Marie mehrere Einkaufstüten mit sich trug. Dabei war sie schon seit längerem arbeitslos und leistete sich immer nur das Nötigste. „Was hast du denn da alles dabei?“, wollte Katrin wissen und deutete auf die Einkaufstüten. „Ich war Shoppen“, klärte Marie sie auf, „warum fragst du?“ „Na ja, ich meine nur“, fing die Journalistin an, „du bist doch sonst immer so sparsam, weil dir das Geld nicht reicht, oder?“ „Man gönnt sich ja sonst nichts!“, erklärte Marie ihr Verhalten. „Du hast schon recht“, stimmte Katrin ihr zu, schnappte sich ihre Tüten und stieg die enge Treppe des Hauses bis zu ihrer kleinen Wohnung hinauf. Sie schloss die Tür hinter sich, hängte ihre Jacke an den Haken und machte sich daran, ihre Tüten auszupacken. Sie schüttelte den Kopf über sich selbst. Seit ein paar Tagen kam sie immer mit vollen Einkaufstaschen nach Hause, obwohl ihre Regale von Vorräten nur so strotzten und sie inzwischen auch schon eine ordentliche Auswahl an Kleidungsstücken besaß. Bei ihren Einkäufen befand sich nichts, was sie dringend benötigte. Alles war entweder vollkommen überflüssig oder unwichtig. Dabei war ihr Geld sowieso schon knapp und sie achtete immer streng darauf, dass sie nicht mehr im Haus hatte, als sie eigentlich brauchte. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr. Da war sie sich ganz sicher. In der Nacht lag Katrin schlaflos in ihrem Bett und dachte über den heutigen Tag nach. Vielleicht war sie ja kaufsüchtig. Nein, das war unwahrscheinlich, und außerdem fühlte sie sich im Kaufhaus nicht nur glücklich, sondern auch als würde sie von einer zweiten Macht kontrolliert werden. Kontrolliert! Das war es! Vielleicht steckte jemand dahinter, der sie kontrollieren wollte. Aber wie? Sie beschloss am nächsten Tag zu recherchieren und konzentrierte sich darauf, an etwas anderes zu denken, um endlich einschlafen zu können.

Am nächsten Morgen stand Katrin pünktlich auf und radelte los. Neben der Redaktion befand sich ein Stehcafé, in dem die Journa-

listin manchmal frühstückte. Auch heute kehrte sie dort ein. Während sie ihr Croissant genoss, schaute sie aus dem Fenster und beobachtete das hektische Treiben der Menschen, die ins Kaufhaus gingen und dann mit voll bepackten Tüten wieder herauskamen. Katrin entdeckte niemanden in dem Treiben, der weniger als zwei Tüten mit sich schlepte. Anscheinend war der Kaufwahn bei ihr keine Einzelercheinung. Ein bisschen beruhigte sie der Gedanke, aber er vermittelte ihr immer mehr, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugging.

Später saß die Journalistin in ihrem Büro und recherchierte im Internet. Irgendwann gelangte sie auf eine Seite, auf der von Bewusstseinskontrolle der Menschen berichtet wurde. Ein Münchner Wissenschaftler forschte an einem Projekt, wie man das Verhalten der Menschen kontrollieren konnte. Vielleicht manipulierte das Kaufhaus ja auf diese Weise die Menschen. Katrin entschloss sich, den Wissenschaftler aufzusuchen und ihm ein paar Fragen zu stellen. Eventuell konnte er ihr mehr verraten, wodurch sich dann auch ein guter Artikel schreiben ließ.

Die Journalistin stand in einer großen, hellen Eingangshalle in einem Forschungszentrum, in der sie sich klein und unwichtig vorkam. Sie hatte hier um 13 Uhr mit dem Wissenschaftler, Herrn Prof. Huber, ein Treffen ausgemacht. Katrin schritt die Steintreppe in den ersten Stock hinauf und bog in den Gang ein, der zum Zimmer des Professors führte. Sie war ganz in Gedanken versunken, als sie plötzlich schnelle Schritte auf sich zukommen hörte und sie jemand anrampelte. „Hey!“, rief sie wütend, „pass doch auf!“ Einen Moment lang schaute sie einem glatzköpfigen, kräftig gebauten Mann in die Augen. Hektisch und ohne ein Wort zu sagen wandte er sich um und lief schnell davon. „Also, so was!“, wunderte sich Katrin und marschierte kopfschüttelnd weiter. Sie erreichte Punkt 13 Uhr die Türe des Professors und klopfte kräftig dagegen. Die Journalistin lauschte. Nichts regte sich. Wahrscheinlich war der Wissenschaftler nur kurz weggegangen und kam gleich wieder. Sie lehnte sich gegen die Wand und wartete. Als Herr Prof. Huber nach zehn Minuten immer noch nicht aufgetaucht war, entschied sie sich, nebenan nachzufragen, ob jemand

wüsste, wo sich Herr Huber aufhielt. Auf dem Türschild stand: Eduard Müller. Sie klopfte. „Herein!“, hörte sie eine gedämpfte Stimme von drinnen. Sie drückte die Klinke hinunter. Hinter der Türe befand sich ein kleines helles Büro, in dem ein junger Mann saß und ihr entgegensah. „Entschuldigen Sie die Störung!“, begann die Journalistin, „Ich bin Katrin Baumgartner von der Zeitung und ich habe einen Termin mit Herrn Professor Huber ausgemacht. Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?“ „Ist er nicht in seinem Büro?“, erkundigte sich der Mann. „Nein, ich habe geklopft, aber er hat nicht aufgemacht“, antwortete Katrin ihm. Der Mann erhob sich und schritt zur Tür. „Wissen Sie“, klärte er sie auf, „Herr Huber schläft oft bei der Arbeit ein. Er bleibt meist die ganze Nacht über hier und forscht. Dann ist es eigentlich klar, dass er irgendwann nicht mehr kann, oder?“ Katrin folgte ihm auf den Gang. Herr Müller pochte noch einmal gegen die Tür. Wieder blieb alles still. Trotzdem legte er die Hand auf die Klinke und drückte sie hinunter. Er schaute ins Zimmer. „Habe ich es nicht gesagt!“, meinte er mit selbstsicherem Unterton und öffnete die Tür so weit, dass auch Katrin etwas sehen konnte. In dem Raum stand ein großer Schreibtisch, auf dem es von Büchern und Unterlagen nur so wimmelte. Vor dem Tisch hockte zurück gelehnt ein älterer Herr. Er war dünn, fast schon mager und trug eine Brille auf der spitzen Nase. „Ähm ... Entschuldigung Herr Prof. Huber?“, sprach Herr Müller den Professor an. Der Wissenschaftler antwortete nicht. Der Mann lehnte schweigend da und zeigte nicht einmal durch eine kleine Regung, dass er etwas gehört hatte. Herr Müller trat in den Raum zum Professor hinüber und rüttelte ihn. Er bewegte sich immer noch nicht. Drückende Stille lastete im Raum und die Journalistin spürte, dass etwas nicht stimmte. Sie folgte dem Herrn in das Büro des Wissenschaftlers. Plötzlich entdeckte sie etwas neben dem Stuhl des Professors. Sie zuckte zusammen. Das konnte nicht sein! Es war einfach nicht möglich! Ihr Herz raste wie wild bei dem Anblick. Und sie konnte es immer noch nicht glauben. Blut! Dunkelrotes Blut tropfte aus einer Wunde am Hals des Professors und bildete eine Pfütze am Boden. Sie stieß einen gellenden Schrei der Angst und Verzweiflung aus. Herr Müller hatte es inzwischen auch bemerkt. Er wandte

sich um und lief kreidebleich aus dem Zimmer. „Ich hole den Notarzt!“, rief er noch und verschwand in seinem Büro. Katrins Herz schlug schneller und die Knie wurden ihr weich. Sie wollte einfach nur weg von hier. Ihr brach der Schweiß aus und sie musste sich umdrehen, um nicht ohnmächtig umzufallen. „Lebt der Wissenschaftler noch?“, schoss es ihr durch den Kopf. Auf einmal entdeckte sie ein Kuvert, das vor dem Forscher auf dem Tisch lag. „Für Katrin Baumgartner“, stand darauf. Ohne lange zu überlegen, schnappte sie sich den Umschlag und steckte ihn in ihre Handtasche. Kurz darauf kam Herr Müller, gefolgt von einem Notarzt-Team und der Polizei, zurück und die Journalistin war froh, als sie aus dem Zimmer geschickt wurde.

Am Abend lag Katrin zu Hause in ihrem Bett und dachte nach. Für Herrn Prof. Huber war alle Hilfe zu spät gekommen. Die Polizei hatte ihr am Nachmittag eine Menge Fragen gestellt und sie dann heimgeschickt, weil sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Eigentlich wollte sie schlafen, doch der tote Professor verschwand nicht mehr aus ihrem Kopf. „Hätte ich nur nicht so lange vor seiner Tür gewartet!“, warf sie sich vor, „Vielleicht hätten sie ihn dann retten können.“ Immer wenn sie die Augen schloss, sah sie ihn vor sich, wie er schlaff auf dem Stuhl hing und sich nicht bewegte. „Wer hatte ihn umgebracht?“, fragte sie sich, „Und warum?“ Hatte der Typ aus dem Treppenhaus, der es so eilig gehabt und sie fast umgestoßen hatte, damit etwas zu tun? Eigentlich hätte sie sich freuen müssen. So eine gute Geschichte für die Zeitung ergab sich selten. Aber natürlich tat sie es nicht. Es war doch etwas anderes über Verbrechen zu schreiben, als in sie verwickelt zu sein. Auf einmal fiel ihr ein, dass sie ja nicht mit leeren Händen nach Hause gekommen war. Plötzlich war sie wieder hellwach, sprang auf und holte das Kuvert, das sie aus dem Büro des Professors mitgenommen hatte. Vorsichtig öffnete Katrin es und fand darin mehrere Berichte über Bewusstseinskontrolle. Erstaunt las die Journalistin, dass man die Menschen mit Mikrowellen kontrollieren konnte. Mit diesen Wellen wurden in einigen Städten ganze Sozialwohnsiedlungen bestrahlt, um das Leben mit diesen Menschen möglichst unkompliziert zu machen. Der Professor hatte sich anschei-

nend auf die Beeinflussung des Kaufverhaltens spezialisiert. Das funktionierte, weil die Mikrowellen die Gehirnwellen nachahmen. Wenn man dann bestimmte Wellen ein bisschen verändert, gleicht sich das Gehirn an die Wellen an und ist damit dem Mikrowellensender ausgeliefert. Die dazu benötigten Mikrowellen können mit einer Mikrowellen-Sendeanlage, kurz MSA, ausgestrahlt werden. Der Journalistin lief es kalt den Rücken hinunter. Mit Mikrowellen konnte man also alles kontrollieren. Katrin schaute die Berichte noch einmal durch. Dabei fiel ihr ein Foto in die Hand, das eine Maschine zeigte, die Katrin ein bisschen an eine Stereoanlage erinnerte. MSA stand darauf. Sie war sich jetzt ganz sicher, dass das Kaufhaus mit so einer Sendeanlage die Menschen mit Mikrowellen bestrahlte. Aber sie konnte es noch nicht beweisen. Sie beschloss, sich am nächsten Tag ein bisschen im Kaufhaus umzuschauen. Vielleicht entdeckte sie ja eine MSA und konnte ihren Verdacht bestätigen.

Am nächsten Morgen schnappte sich Katrin ihre Handtasche, schlüpfte in ihre Jacke und machte sich auf den Weg zum Kaufhaus. Die Journalistin hatte keinen Plan, aber sie beschloss, bei ihrer Runde durch das Kaufhaus einfach die Augen offen zu halten. Sie schlängelte sich durch das dichte Gedränge und bekam plötzlich wieder Lust, sich etwas zu kaufen. Mit aller Anstrengung wehrte sie sich gegen das Verlangen und redete sich ein, dass sie kein Geld dabei hätte.

Katrin warf einen Blick an die Decke des Ladens. An einigen Stellen konnte sie kleine antennenartige Geräte erkennen. Die Journalistin vermutete, dass diese die Mikrowellen von der MSA aus im ganzen Kaufhaus verteilten. Aber wo war die Sendeanlage selbst? Da! Zwischen zwei Regalen befand sich eine Tür. „Zutritt nur für Personal“, stand darauf. „Na, wenn das nicht ist, was ich suche!“, dachte sich Katrin. Sie schaute sich um. Niemand war in der Nähe. Lautlos öffnete sie die Tür und fand sich in einem Treppenhaus wieder. Nach kurzem Überlegen entschied sie sich für die Treppe in den Keller und stieg sie, darauf bedacht kein Geräusch zu verursachen, hinab. Unten befand sich ein dunkler Raum. Zwei Türen führten von dort weg. Ihr Herz schlug schneller. Eine der beiden war stählern und mit einem

codierten Schloss versehen. „Wenn das kein Zufall ist!“, überlegte sie sich. Aber wie sollte sie dort hineinkommen? Sie wollte schon die andere Türe öffnen, als sie plötzlich Schritte hörte. Ein eiskalter Schauer lief ihr den Rücken hinunter. Was sollte sie tun, wenn sie jetzt entdeckt würde? Hastig schaute sie sich um. Wo sollte sie sich verstecken? Im letzten Moment sprang sie unter die Treppe. Dann wurde die Stahltür aufgemacht und zwei Männer kamen heraus. Ihr Herz klopfte verräterisch laut, als die Männer an ihr vorbei kamen. Instinktiv sprang sie auf und schlüpfte unbemerkt durch die fast schon zufallende Stahltür. „Das ist noch einmal gut gegangen!“, atmete sie auf. Katrin war in einem langen Gang mit vielen Türen gelandet. Sie lauschte. Die Journalistin zuckte zusammen. Ein lautes Gelächter war vom Ende des Flurs zu vernehmen. Eine Gänsehaut verteilte sich auf ihrem Körper. Jetzt wollte sie nur noch weg von hier. Doch ihre Neugier siegte und sie schlich an mehreren Computer- und Lagerräumen vorbei, bis zu dem Raum, aus dem die Stimmen kamen. Vorsichtig schaute Katrin durch die leicht geöffnete Tür hinein. An einem Tisch saßen viele Männer – bei einer Flasche Bier zusammen – und redeten. Katrin schaute in die Menge. Das konnte doch nicht sein! Am Kopfende der Tafel saß der Mann, der sie im Forschungszentrum umgerannt hatte. Katrin lauschte interessiert dem Gespräch. „Ha, so viel Geschäft haben wir echt schon lange nicht mehr gemacht!“, prahlte einer. „Ja, seit wir diese Mikrowellen auf die Leute strahlen, kaufen die, was das Zeug hält!“, stimmte ihm ein anderer zu. Da, das war der Beweis! Sie hatte es doch immer schon gewusst. „Und seit du diesen Wissenschaftler ermordet hast, der uns hinterher geschnüffelt hat, kann uns auch so schnell keiner mehr auf die Schliche kommen!“ Katrin stieß einen ersticken Schrei aus, bereute es aber sofort. Jetzt wusste sie, wer Herr Huber ermordet hatte und warum. Wie versteinert stand sie da und wartete. Die Männer unterbrachen ihr Gelächter. Sie vernahm, wie jemand aufstand. „Habt ihr das gehört?“, fragte einer. Die Tür wurde aufgerissen. Katrin löste sich aus ihrer Starre und rannte los, in Windeseile den Gang entlang, zurück. Sie hörte, dass die Männer sie verfolgten. Katrin brach in Panik aus und befahl ihren Beinen, sich schnell

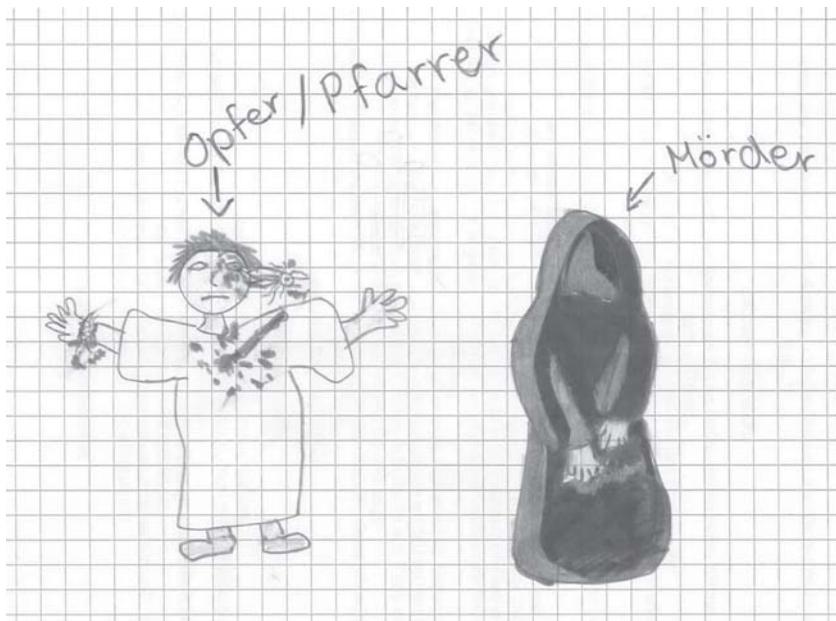
ler zu bewegen. Hektisch zog sie die stählerne Tür auf und sauste die Treppe bis in den ersten Stock hinauf. Von dort aus führten mehrere Türen weg. Sie stieß die erste auf und schloss sie sofort und mit klopfendem Herzen wieder. Sie befand sich in einer Putzkammer. Hastig kroch sie hinter einen Stapel mit Putztüchern und überlegte, was sie tun könnte. Sie tastete ihre Hosentasche ab. Da, ihr Handy! Sie angelte es heraus und holte die Visitenkarte des Kommissars aus ihrer Handtasche, die er ihr bei seinem Verhör gegeben hatte. Ein Telefongespräch wäre zu auffällig. Aber eine SMS würde sie schreiben können. „Hilfe!“, tippte sie, „bin im Kaufhaus und werde verfolgt. Habe den Mörder von Prof. Huber gefunden. K. Baumgartner“. Sie hörte Schritte draußen auf der Treppe. Ihr Herz klopfte schneller. Flugs wanderten ihre Finger auf die Taste „senden“. In dem Moment wurde die Tür aufgerissen. Der Mann aus dem Forschungszentrum – und damit Herrn Hubers Mörder – stand im Rahmen. Er steuerte auf sie zu und packte sie am Kragen. „Ich hab sie!“, rief er mit einer tiefen Stimme. Die Journalistin zappelte und trat um sich. Doch der Typ hielt sie fest und schob sie gegen die Wand. „Wen haben wir denn da?“, fragte er und lächelte sie triumphierend an, „Unsere kleine Schnüffelnase!“ „Mörder!“, brüllte Katrin ihm ins Gesicht. „Aha, wollen wir noch frech werden? Ich nehme an, du weißt, was mit denen passiert, die zu viel über uns wissen.“ Die Journalistin brach in Todesangst aus. Wenn dieser Mann zu einem Mord fähig war, konnte er bestimmt auch einen zweiten begehen. Ihr Herz raste, als der Glatzkopf sie aus dem Putzraum zog. Draußen erwartete sie noch ein Mann. Er packte Katrin an der anderen Seite und gemeinsam schleppten sie sie zur nächsten Tür und schoben sie irgendwo hinein. Es handelte sich um einen Aufzug. Die Angst der Journalistin wurde immer größer. Was hatten sie denn jetzt mit ihr vor? Als der Aufzug sein Ziel erreicht hatte und die Türen aufgingen, schrak sie noch mehr zusammen. Sie befanden sich auf dem Flachdach des fünfstöckigen Kaufhauses. Ein Kloß steckte ihr im Hals. Jetzt wusste sie, was die Gangster von ihr wollten. „Neiiiiiiiiin!“, schrie sie. Doch die Männer zogen sie unaufhaltsam zum Rand des Hauses. Sie blickte hinab. Es schwindelte ihr. Was sollte sie

nur tun? Wenn sie nur fliegen könnte. Die Männer holten aus, um sie in die Tiefe zu stoßen, doch auf einmal brüllte eine Stimme hinter ihnen „HAAALT!“. Katrin erkannte sie sofort. Es war der Kommissar, der sie verhört hatte. Gott sei Dank, schoss es ihr durch den Kopf. Die beiden Banditen drehten sich um und ließen Katrin los. Sie stolperte, fing sich aber noch rechtzeitig und kletterte hinter ihnen vorbei, um wieder auf sicheren Boden zu gelangen.

Die Männer wurden festgenommen und Katrin kam es vor, als würde sie von einem Alptraum erwachen.

Ein paar Tage später, als sich die Journalistin von der Aufregung erholt hatte, saß sie in ihrem Büro und schrieb an dem Artikel über den Kinder-Krimipreis weiter. Die Kirchturmglocken schlugen zwölf Mal. Katrin schaute aus dem Fenster, sog die erfrischende Frühlingsluft ein und blickte auf das verschlossene Kaufhaus hinab. Ab jetzt würden die Menschen wohl wieder ohne vollgefüllte Tüten durch die Straßen schlendern.

Annika Kirner hat den 1. Preis in der Altersgruppe der 13- bis 14-jährigen gewonnen.



ODER KOMMT ALLES ANDERS?

Das Wetter war mild, es roch nach Frühling und die Glocken der Kirchturmuhren schlugen zwölf Mal. Man hätte denken können, es wäre ein schöner Tag in diesem Frühjahr 1801 gewesen, doch die Stille in dem kleinen Dorf war trügerisch. Es war wie die Ruhe nach dem Sturm. Denn Anfang des vergangenen Dezembers hatte eine große Schlacht Hohenlinden erschüttert. Viele Menschen waren gestorben, mehrere Häuser heruntergebrannt und die Bewohner geflüchtet. Jetzt waren sie wieder zurückgekehrt und bemühten sich verzweifelt, die alte Ordnung, die Häuser, ja ihr ganzes Leben wiederherzustellen.

Die alte hölzerne Tür der kleinen Marienkirche ging auf und eine Menge schwarz gekleideter Trauergäste strömte heraus. In kleinen Gruppen blieben sie vor der Kirche stehen. Aber sie redeten nicht über die gerade stattgefundene Bestattung, nein, eine ganz andere Nachricht machte die Runde. Die Tochter des Bäckers, Johanna, war verschwunden.

„Einfach so! Sie wollte doch nur zum Waschen an den Bach! Aber sie kam nicht zurück. Irgendjemand musste sie entführt haben! Aber wer tut denn so was?“, fragte der Vater verzweifelt. „Es muss doch irgendwelche Spuren geben, die auf den Täter hindeuten! Sie kann doch nicht einfach so verschwunden sein!“, erwiderte ein junger Förster namens Franz. „Das Einzige, was ich auf meiner Suche nach ihr gefunden hab, waren Spuren von großen Schuhen im Schlamm“. „Männerschuhel! Stiefel!“, regte der Bäcker sich auf. „Aber wer sollte denn das tun? Oder willst du wirklich jemanden aus dem Dorf verdächtigen?“, entgegnete Franz. Plötzlich war es ihnen bewusst. Eigent-

lich konnte es jeder gewesen sein. Ein leises Geflüster, kritische Seitenblicke, genaue Beobachtungen. Wirkte der alte Bauer dort drüben nicht unsicher? War nicht der da hinten schon seit langem auf der Suche nach einer neuen Frau? Würde er dafür auch DAS tun?

Und dann kam ER. Die Kirchenbesucher verstummten und versteiften sich. Demonstrativ drehten sie ihm den Rücken zu. Seine kapputten Klamotten wehten im Wind, ebenso wie sein langes dunkelbraunes verfilztes Haar. Obwohl er auf der gegenüberliegenden Seite der Straße ging, trug der Wind seinen starken Tabakgeruch herüber. Es war der Scharten-Xaver. Jeder nannte ihn so. Der Grund war eine Hassenscharte, durch die er nur furchtbar unverständlich reden konnte. Ein merkwürdiger Mann. Er ging nicht wie die anderen in die Kirche, er traf sich nicht mit ihnen im Wirtshaus gegenüber, er wohnte nicht mal im Dorf. Seine kleine Hütte stand direkt im Wald. Niemand traute sich dorthin. Warum? Tja, das wusste eigentlich niemand so genau. Es war eben so. Schlurfend ging er um die Kurve und verschwand in der nächsten Seitenstraße. Sofort tuschelten die Bewohner angeregt weiter. „Er war es, ganz sicher!“, behauptete der Bäcker, „ER hat meine Johanna entführt! Wer sonst würde so etwas tun?!“ Zustimmunges Gemurmel erklang. „Da, in seiner kleinen Hütte, hätte er doch einen perfekten Platz, um sie zu verstecken. Besonders, weil sich nie jemand zu ihm traut. Es kann nur er gewesen sein!“, bekräftigte ein Anderer. Die Männer nickten betroffen. Was sie nun dachten, was der Scharten-Xaver mit der Bäckerstochter machen könnte, das wollte niemand aussprechen. „Bloß weil er anders ist, ist das doch noch lange kein Grund ihn zu verdächtigen!“, erwiderte aber Franz. „Hast du denn einen anderen Verdacht? Ich traue keinem dieser Bürger eine Entführung zu!“, bekräftigte der Bäcker. „Noch habe ich keinen. Aber ich würde mir den Tatort trotzdem gerne genauer ansehen.“, dachte sich Försters Franz, traute es sich aber nicht auszusprechen.

Langsam bewegte sich die Menge auf das Wirtshaus zu und ließ sich dort an den Tischen nieder. Augenblicklich ging das Gemurmel weiter, bis der Bäcker schließlich seine Faust donnernd auf den Tisch niederfahren ließ und aufsprang. „RUHE! Es bringt mir, uns und

vor allem Johanna nichts, wenn wir hier nur reden! Wir müssen sie zurückholen! Ich will sie nicht verlieren, schon gar nicht an IHN!“, brüllte er mit kräftiger Stimme in den nun komplett stillen Raum. „Aber wie willst du das anstellen?“, wollte ein kleiner dünner Bauer wissen. Alle Blicke richteten sich auf den Gefragten. „Wir gehen zu seinem Haus und verlangen sie zurück. Tja, und wenn er sie uns nicht gibt, werden wir eben mit Gewalt nachhelfen!“ Ein Raunen ging durch die Reihen. Er wollte doch wirklich zu Scharten-Xaver, DEM Scharten-Xaver und ihn auch noch bedrohen. „Aber was sollen wir denn für Waffen benutzen? Wir haben doch nichts mehr!“, fragte jemand aus der Menge. „Nehmt alles, was ihr noch habt! Messer, Heugabeln, einfach alles!“, schrie ihn der Bäcker an. Jetzt war es vollkommen leise. Nur das Ticken der großen Standuhr war noch zu hören. Plötzlich stand ein kleiner untergesetzter Einwohner auf und verkündete: „Ich komme mit! Wir müssen etwas tun und das ist die einzige Möglichkeit!“ Nach und nach standen so einer nach dem anderen auf und sagten Ähnliches. Nur die Ältesten blieben sitzen, da sie sich körperlich nicht für so eine Aktion geeignet fühlten. Und Försters Franz. „Ihr habt doch gar keine Beweise! Ich komme auf jeden Fall nicht mit!“, erklärte er. „So ein Verräter!“ und „Feigling!“, riefen manche aus. Eine unangenehme Spannung breitete sich im Raum aus. Schließlich stand der junge Förster auf und verließ mit großen Schritten das Wirtshaus. Diese führten ihn direkt zur Stelle der mysteriösen Entführung, an den Bach. Ratlos sah er sich die Spuren an. Im Schlamm konnte man wirklich deutlich die Spuren großer Stiefel ausmachen. „Aber die können auf keinen Fall vom Scharten-Xaver sein! Schließlich trägt der ausschließlich kaputte Sandalen. Aber ich brauche handfeste Beweise!“, überlegte er und ließ sich seufzend in das hohe Gras am Ufer fallen. Mit einem Schrei sprang er aber gleich wieder auf. Er war auf etwas Spitzes gefallen. Langsam hob er den Gegenstand auf und stieß dann verblüfft die Luft aus. Das war sein Jagdmesser! Da waren eindeutig seine Initialen drauf! Doch, wie kam ausgerechnet dieses Messer genau hier hin? „Dieses Messer liegt normalerweise in meiner Jagdhütte im Wald. Ich hab es dort nicht heraus...“, überlegte er angestrengt, „also muss ich der Sache auf den

Grund gehen, indem ich die Hütte mal wieder besuche ...“ und machte sich auf den Weg.

Leise setzte er den nächsten Fuß auf, darauf bedacht, nicht auf einen der knackenden Zweige zu steigen, und lugte vorsichtig hinter dem Baum hervor – auf seine Hütte. Dort brannte doch tatsächlich ein Licht hinter den Fenstern! Aber wer wollte denn in dieser kleinen heruntergekommenen Hütte mitten im Wald sein? Dort gab es doch nichts, nicht einmal Platz! Und was hatte das alles mit dem Messer und Johanna zu tun? Tausende Fragen schwirrten Franz im Kopf herum, als er von dem Rascheln des Laubes begleitet auf die Hütte zu schlich. Durch die Fenster konnte er nichts erkennen, sie waren dreckig und zu klein, doch leise Stimmen vernahm sein geschultes Ohr trotzdem. Und bei genauerem Hinhören konnte man erkennen, dass es sich um Johannas Mädchenstimme und eine viel tiefere, volle Männerstimme handelte. Was hatte das zu bedeuten? Etwa doch eine Entführung? Womöglich sogar der alte Scharten-Xaver? „Nein! Das darf einfach nicht sein!“, erschrak der junge Förster und biss sich verzweifelt auf die Unterlippe. Sein Kopf fühlte sich an, als wollte er zerreißen. Die eine Seite sagte ihm, er solle nach Hause gehen, denn das war für ihn alleine eindeutig zu gefährlich. Die andere Hälfte zwang ihn zur Tür zu gehen und Johanna auf der Stelle zu retten, bevor es zu spät war. Schließlich atmete er tief durch, machte einen letzten Schritt und öffnete die quietschende Holztür.

Währenddessen hatten sich die übrigen Dorfbewohner Hohenlindens auf dem Platz vor der Kirche zusammengefunden. Sie stapften in der beginnenden Dämmerung über die Felder, in Richtung des kleinen Häuschens des merkwürdigen Scharten-Xavers. Sie stachelten einander immer mehr an. Dachten sich Geschichten über den Scharten-Xaver aus, die natürlich nie stattgefunden hatten und überlegten, was er schon mit Johanna getan haben könnte. Dadurch waren sie in rasender Wut und wollten ihn nicht nur bedrohen, nein, es ging sogar so weit, dass sie ihn sogar lynchen wollten. Der Bäcker stieß die Tür mit seinem großen Stiefel auf und stampfte entschlossen hinein. Der Scharten-Xaver saß in einer Ecke auf einer Bank und schnitzte. Erschro-

cken starrte er den Bäcker an, als dieser ihn anschrte: „Wo ist sie, hm? Wo hast du meine Johanna versteckt, du ekelhaftes Tier?“ – und mit dem Messer in der Hand näher kam. Der Andere konnte nicht antworten und sah ihn nur mit großen, ängstlichen Augen an.

Zur gleichen Zeit machte Försters Franz, auch nur mit dem Jagdmesser bewaffnet, die Tür komplett auf und trat in den Raum. Doch er stockte und blieb verwirrt im Türrahmen stehen. Er hatte eine völlig fertige Johanna, womöglich gefesselt, erwartet, und daneben einen älteren Herrn, der sie bedrohte. Doch er sah nichts dergleichen. Auf einer kleinen Decke am Boden saß Johanna, NICHT gefesselt, und sie sah glücklich aus. Ihr Haar war leicht verfilzt, doch es sah auf keinen Fall heruntergekommen aus. Neben ihr hockte ein junger Mann. Er hatte eine alte, dreckige Uniform an und war eindeutig ein Soldat. Aber was machten die beiden hier? Diese Frage stellte er mit zittriger Stimme auch laut. Mit einem Aufschrei sprangen jene auf und das Mädchen klammerte sich an den Rücken des Soldaten. Försters Franz trat nun ganz in die kleine Hütte ein und sah die beiden fest an. „Was wollt ihr in meiner Hütte? Johanna, warum bist du hier? Was hat das alles zu bedeuten?“, fragte er. Der Mann seufzte tief und ließ sich auf einen kleinen Hocker sinken. „Jetzt ist es sowieso schon zu spät. Komm, Johanna, lass uns alles erzählen“, forderte er sie auf und gemeinsam erklärten sie dem Förster alles. Die beiden kannten sich schon länger. Früher hatten sie sich immer heimlich getroffen. Doch dann wurde der Soldat in den Militärdienst eingezogen und musste kämpfen, auch bei der berühmten Schlacht von Hohenlinden. Doch er wollte nicht. Er hasste das Kämpfen und wünschte sich nichts sehnlicher, als wegzulaufen und eine Familie mit Johanna zu gründen. So schlich er sich vom Schlachtfeld weg und versteckte sich in dieser Hütte, die durch ihren Standort – mitten im Wald – perfekt geeignet war. Johanna konnte immer wieder Lebensmittel und anderes zu ihm schmuggeln, indem sie sich am Bach trafen. Doch das reichte den beiden nicht. Sie wollten gemeinsam weg und in einer anderen Stadt neu anfangen. Also holte der Deserteur das Mädchen vom Fluss ab und brachte sie hier in die Hütte. Sie hofften, das Ganze sähe für die Bewohner wie eine Entfüh-

rung aus und wollten dann, so schnell wie möglich, weiterziehen. Fast hätten sie es geschafft, wenn da nicht Försters Franz gewesen wäre. Dieser schieg nun betreten vor sich hin und schaute auf den Boden. Er wusste nicht, was er jetzt fühlen sollte. Wut? Trauer? Freude? Mitleid? Doch dann kam ihm etwas ganz anderes in den Sinn. Der Scharthen-Xaver war ja nun wirklich unschuldig! Und trotzdem war das halbe Dorf auf dem Weg, um ihn zu lynchen. Wegen einer Entführung, die nie stattgefunden hatte! Und er hatte nur noch eine einzige Möglichkeit das zu vermeiden: Johanna musste mitsamt dem Deserteur zum Scharthen-Xaver und den Dorfbewohnern zeigen, dass dieser unschuldig war. Also fixierte er sie mit seinem Blick und erklärte ihr eindringlich die Situation. „Ihr müsst euch zeigen! Oder wollt ihr, dass ein Unschuldiger für euch so leiden muss? Ihr werdet euer Leben lang ein schlechtes Gewissen deswegen haben, wenn ihr jetzt nichts tut!“ Gehetzt blickte das Mädchen zwischen dem Soldaten und dem Förster hin und her. „Aber meine Zukunft steht auf dem Spiel! Unsere Zukunft!“, rief sie verzweifelt. „Und ein ganzes Leben auch!“ – „Ihr habt keine andere Wahl! Wenn wir auf der Stelle loslaufen, können wir sie noch aufhalten! Ansonsten ist es zu spät!“, schrie sie der Förster an. „Johanna!“, schaltete sich der Deserteur jetzt auch ein, „er hat Recht! Wir müssen es riskieren! Komm, wir schaffen das! Aber dazu müssen wir jetzt los!“ Und endlich war ihre Widerstandsmauer gebrochen und sie rannte aus der Hütte hinaus, die zwei Männer hinter ihr her, und durch den Wald in Richtung der Hütte des Scharthen-Xavers.

„Na, was ist jetzt? Sagst du jetzt endlich wo du sie versteckt hast?“, fragte der Bäcker mit einem hämischen Grinsen. Sein Opfer, der Scharthen-Xaver, saß gefesselt auf einem seiner eigenen Holzstühle. Das grobe Seil hatte ihm die Handgelenke schon aufgeschabt und aus seiner Nase lief Blut. Eine Folge mehrerer Fausthiebe der Dorfbewohner. „Verdammt, ich weiß es nicht! Wie oft soll ich das denn noch sagen? Ich hab mit der Kleinen nichts zu tun!“, wimmerte er, wodurch er noch unverständlicher sprach, als ohnehin schon. „Er lügt doch! Schlag ihn!“, schrie die aufgebrachte Menge hinter dem Bäcker. „Euer Wunsch ist mir Befehl!“, erwiderte dieser gehässig und schlug Xaver

die Faust auf die Schläfe. „Na? Kannst du dich jetzt wieder erinnern?“, brüllte er dabei. „Lasst mich in Ruhe! Ich hab euch nichts getan!“, jammerte der Geschlagene. Das Blut lief ihm herunter und tropfte, zusammen mit seinen Tränen, auf das dreckige Hemd. „Wie du willst. Dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig“, erwiderte der Bäcker in seiner unbändigen Wut und zog sein Messer aus dem Gürtel. Langsam kam er näher heran.

Genau in diesem Moment wurde die Tür aufgestoßen und Johanna kam hereingelaufen. Ihre Haare waren vom Wind zerzaust und sie atmete schwer. Hinter ihr liefen ein leicht heruntergekommener Soldat und Försters Franz herein. „Nein!“, schrie das Mädchen hysterisch, „Vater, er hat nichts getan! Er ist unschuldig!“ Ungläubig drehte sich ihr Vater um und sah sie an. Dann machte er einen zögernden Schritt auf sie zu. „Johanna? Ich versteh nicht ...“, murmelte er und blickte verständnislos zwischen dem Mädchen und dem Scharten-Xaver hin und her. „Ich erklär dir alles, aber bitte tu ihm nichts! Er ist unschuldig!“, rief Johanna aufgebracht und schüttelte ihren Vater. Dieser sah sie lange an. Schließlich seufzte er laut und schlang die Arme ergeben um sie.



Es geschah an einem wunderschönen, sternenklaren Juli-Abend. Und es war Vollmond. Liliana Augustina Margarete von und zu Löwenstein wollte endlich in den Ruhestand treten. Nach 50-jähriger, langer und harter Arbeit in ihrer Porzellan-Firma, die 1639 gegründet worden war und seitdem immer im Besitz der Familie Löwenstein gewesen war, wollte sie sich nun aus dem Geschäftsleben zurückziehen und endlich ein entspanntes Dasein führen.

In dieser langen Zeit hatte sie viel erlebt. Mit 25 Jahren hatte sie ein Praktikum angefangen, nachdem sie ihr Wirtschaftsstudium bereits abgeschlossen hatte. Schon nach einem Jahr wurde sie zur Sekretärin eines Abteilungsleiters befördert. Kurz darauf merkte man, dass noch viel mehr in ihr steckte, als alle erwartet hatten, und sie wurde zur Chef-Sekretärin des Geschäftsführers ernannt (der übrigens zu dieser Zeit ihr eigener, strenger Vater war). Ungefähr fünf Jahre später wurde sie stellvertretende Geschäftsführerin. Als ihr Vater im jungen Alter von 50 Jahren schon starb, erbt sie die gesamte Firma, die sie dann auch leitete. Seit langer Zeit war sie nun schon Geschäftsführerin und hatte ihrer Firma schon aus der einen oder anderen Krise geholfen. Das Unternehmen wuchs während dieser Zeit zu einem Millionen-Unternehmen heran und wurde somit immer bekannter und berühmter.

Aber nun zurück zu unserer Geschichte:

Liliana wollte sich also zurückziehen und aus diesem Grund organisierten ihre Angestellten eine Abschiedsfeier für sie. (Familienmitglieder erschienen nicht, da Liliana seit dem Tod ihrer Cousine Isabella

keine Verwandten mehr hatte). Liliana Augustina Margarete hatte ihre gesamte Zeit mit der Firma geteilt. Sie war um Mitternacht nach Hause gegangen und um sechs Uhr in der Früh war sie wieder im Büro gewesen. Dabei hatte sie sich niemals Gedanken um die Gründung einer eigenen Familie gemacht. Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie noch bis zu ihrem Tode weiter gearbeitet. Sie war sehr gerührt, als sie sah, wie viel Mühe sich ihre Angestellten für diese Party gegeben hatten.

Jeder hatte eine Karte geschrieben, auf der z. B. „Wir werden Sie sehr vermissen!“ stand, oder etwa ein Geschenk gekauft. Sie feierten sehr lange. Gegen 22 Uhr hatte Fräulein von und zu Löwenstein allmählich zu viel von dem ganzen Tumult und setzte sich an ihren wunderschön schwarz glänzenden Flügel, der im Musikzimmer ihrer Villa stand.

Liliana mochte keinen Sport und auch keine Bücher. Dafür liebte sie umso mehr das Klavierspiel. Schon als kleines Mädchen hatte sie eine große Begeisterung dafür empfunden. Mit den Jahren wurde ihre Liebe zum Klavier immer größer. Wenn sie spielte, hatte sie das Gefühl, das Klavier könnte sie hören, ihre Sorgen, ihre Freude – als könnte das Klavier sie verstehen, als wäre es ihr Freund. Dies war ihr einziger Freund.

An jenem Abend setzte sie sich also auch hin, und fing an, ihrem Freund zu berichten. Sie spielte die ‚Mondscheinsonate‘ von Beethoven, ein wunderschönes Stück – es reißt einen mit – entführt den Zuhörer in den Mondschein. Es ist lieblich, jedoch traurig und bitter zugleich. Jeder, der sie kennt, wird mir da wahrscheinlich zustimmen. Es ist schon seltsam, dass sie dieses Stück in jener Nacht, in der der Vollmond schien, ausgewählt hatte.

Während sie so vor sich hin spielte, bemerkte sie gar nicht, dass sich jemand von hinten leise an sie heranschlich. Diese Person hielt ein Seil in der rechten Hand. Bei dem ganzen Durcheinander auf dem Fest blieb sie völlig unbemerkt. Plötzlich hielt sie inne und blieb stehen. Das Stück, welches Liliana gerade spielte, ließ sie für einen kurzen Augenblick den Grund ihres Erscheinens komplett vergessen.

Die der Pianistin noch nicht aufgefallene Gestalt empfand zu ihrer eigenen Überraschung Mitleid mit dem Opfer. Sie war sich nicht mehr sicher, ob sie ihren Plan wirklich in die Tat umsetzen sollte. Nun merkte sie, dass das Fräulein von und zu Löwenstein nicht nur die angeberische, alte Diva war, für die sie alle hielten. Sie hatte auch eine ganz andere Seite. Die dunkle Gestalt war ratlos. Was sollte sie tun? Hatte sie etwa vergeblich so lange auf diesen Moment gewartet? Da fasste sie einen Entschluss. Ganz leise schlich sie sich an sie heran und als diese die letzte Note gespielt hatte, warf sie ihr das Seil um den Hals ... Dann lag die Pianistin plötzlich reglos auf dem Boden.

Was hatte er nur getan! War es das wirklich wert gewesen? Er hatte einen Menschen umgebracht. „Ich muss schnell weg hier!“, dachte er bei sich, „sonst erwischen sie mich noch! Dabei tut es mir jetzt doch Leid. Sie werden mich gegen meinen Willen einsperren!“ Dann machte er sich davon, in den Garten, wo die Feier immer noch in vollem Gange war. Er versuchte sich unter die Leute zu mischen, die tanzten, aßen und tranken. Doch sobald jemand ihn nur fragte, ob er tanzen wolle, erschrak er schon. Er hatte ein sehr schlechtes Gewissen wegen der grausamen Tat, die er begangen hatte. Da fiel ihm ein, dass er das Seil am Tatort liegengelassen hatte. Er musste es unbedingt holen.

Plötzlich hörte er eine Sirene heulen. Ein Polizeiwagen fuhr vor und ein junger Mann, ca. 35 Jahre alt mit braunen lockigen Haaren, stieg aus. Es war Kommissar Marco Rossini.

Marco Rossini kam genau auf ihn zu, auf den Mörder. Er fragte ihn, ob er irgendetwas Merkwürdiges gesehen oder gehört hätte. Darauf antwortete dieser nervös: „Warum fragen Sie ausgerechnet mich? Denken Sie etwa, ich hätte etwas mit Liliana von und zu Löwensteins Tod zu tun?“ Misstrauisch entgegnete der Kommissar: „Ich habe nichts von einem Tod gesagt!“ Der Täter konnte sich gerade noch mit: „Es hat sich schon herumgesprochen“, herausreden.

In den nächsten Tagen befragte Herr Rossini alle, die bei der Feier anwesend gewesen waren. Er erfuhr jedoch nur, dass die Gäste gehört hatten, wie Fräulein von und zu Löwenstein ihr letztes Klavierstück gespielt hatte. Manche von ihnen berichteten auch, dass es die

Mondscheinsonate gewesen sei. Dies alles half dem Kommissar jedoch nicht viel weiter. Noch nicht.

Während im Labor laufend Untersuchungen des Seiles stattfanden, überlegte sich Marco, wer ein Motiv gehabt haben könnte. Nach vielem Kopfzerbrechen kam er zu folgendem Ergebnis:

Verdächtiger Nr. 1:

Name: Wolfgang Maihof

Alter: ca. 55 Jahre

Beruf: Geschäftsführer und Eigentümer der Porzellan-Firma „Maihof AG“ (einer der größten Rivalen Löwensteins)

Verdächtiger Nr. 2:

Name: Leonhard Kirchenstumm

Alter: ca. 45 Jahre

Beruf: Ehemaliger (geldgieriger) Vermögensberater Löwensteins

Verdächtiger Nr. 3:

Name: Anette Lautenhäuser

Alter: ca. 35 Jahre

Beruf: Alleinerziehende Mutter, Hausfrau, eifersüchtige Nachbarin Löwensteins, die ab und zu schlechte Sachen über die Löwensteins erzählt hatte.

Diese drei besuchte unser Kommissar ein zweites Mal. Jedoch ohne Erfolg. Jeder von ihnen wurde zu der ungefähren Tatzeit woanders als am Tatort gesichtet und hatte somit ein Alibi. Der Fall war viel komplizierter, als Rossini gedacht hatte.

Liliana Augustina Margaretes Beerdigung war schon am Freitag. Es war Dienstag. „So viel Ehre sollte man doch Liliana noch erweisen und ihren Mörder ausfindig machen können“, dachte sich der Kommissar voller Schuldgefühle. Es vergingen einige Tage und der Fall war immer noch nicht gelöst worden.

Nun war es schon Freitag. Viele, die an der Feier teilgenommen hatten, kamen auch zu der Beerdigung. Der Kommissar, die drei

Verdächtigen und noch einige andere erschienen ebenfalls. Herr Rossini war sich sicher, der Mörder war unter ihnen. Wer war es nur? Marco Rossini gab die Hoffnung langsam auf, dass dieser Fall jemals gelöst werden könnte.

Nach der offiziellen Beerdigung gab es noch eine Trauerfeier. Die meisten Menschen gingen jedoch wieder ihrer Arbeit nach. Sie dachten, es wäre nicht Fräulein Löwensteins Wille gewesen, dass 50 Angestellte ihrer Firma einfach nicht zur Arbeit erscheinen würden.

Es verblieben nur noch zehn Trauergäste: Anette Lautenhäuser, Wolfgang Maihof, Leonhard Kirchenstumm, der Kommissar und sechs weitere Personen, die Liliana etwas näher gestanden hatten.

Die Feier fand in der Villa Löwenstein, im Musikzimmer statt. Sie meinten, dass sei der beste Ort zum Trauern. Nach einiger Zeit wurde es den Gästen etwas langweilig und ein Butler, der Klavier spielen konnte, setzte sich an den Flügel und fing einfach an zu spielen. Er spielte den türkischen Marsch von Mozart, dann den von Beethoven, „Für Elise“ und noch zahlreiche weitere Kompositionen. Nun fing er an, ein ganz besonderes Stück zu spielen: Die Mondscheinsonate. Am Anfang hatte sich der Mörder ja noch im Griff, aber je näher das Ende der Sonate rückte, desto zappliger wurde er.

„Aufhören! Sofort!“, brüllte er. „Was haben Sie denn?“, entgegnete der Kommissar ganz ruhig. „Wie können Sie es wagen, dieses Stück zu spielen? Sie wissen doch ganz genau, dass sie dies zuletzt spielte!“, schrie dieser den Butler an.

„Spielen Sie weiter!“, meinte Rossini dagegen und blieb ganz ruhig.

Nun ging Herr Rossini die Treppe, die in den 1. Stock führte, hinauf. Kurz darauf kam er zurück. Er hatte etwas in der Hand. Dann setzte er sich neben den Mörder, jedoch nicht unmittelbar neben ihn. Zwischen den beiden lag etwas. Es war ein Seil. Der Täter hielt es nicht mehr aus.

Ihn plagte das schlechte Gewissen und er rief: „Ich war's. Es tut mir jetzt Leid! Ich habe sie ermordet, weil sie nächste Woche bekannt geben wollte, wer die Firma leiten und nach ihrem Tod erben sollte.“

Ich dachte immer, ich wäre es, bis ich erfahren hatte, wer es wirklich sein sollte. Dann überlegte ich mir etwas anderes. Ich wollte nach ihrem Tod ihr Testament fälschen lassen. Aber umbringen wollte ich sie niemals. Es passte mir jedoch gar nicht, dass sie der ganzen Welt verkünden wollte, wer alles erben sollte. Für mich als Vermögensberater war es sehr leicht, an so etwas wie ein Testament heran zu kommen.”

Ich denke jetzt wisst ihr auch, wer der Mörder war. Er kam ins Gefängnis, und seitdem habe ich nie wieder etwas von ihm gehört.

Wollt ihr auch wissen, wer der rechtmäßige Erbe war? Es war Anette Lautenhäuser. Liliana hatte immer über ihre Nachbarin nachgedacht, und war zu dem Entschluss gekommen, dass ihr etwas finanzielle Unterstützung nicht schaden könnte. Heute lebt Anette Lautenhäuser mit ihren fünf Kindern in dieser Villa und ist Fräulein Liliana Augustina Margarete von und zu Löwenstein sehr dankbar dafür.

Die Klasse 5c des Staatl. Maria-Theresia-Gymnasiums hat einen der fünf Teampreise gewonnen.

HORROR IM ALLTAG

An einem kalten Winterabend in Chicago stürmte und schneite es. Es war 22.30 Uhr und Leyla, die 15-jährige Schülerin, war, wie so oft, alleine zu Hause, da ihre Eltern im Theater waren und anschließend bei Bekannten übernachten wollten. Leyla hatte natürlich sofort ihre beste Freundin, Damla, zu einem Filmabend eingeladen. Sie schauten sich gruselige Horror-Filme an. Damla, die 16-jährige Klassenkameradin von Leyla, wollte aus Angst diese Filme eigentlich nicht mehr anschauen, doch Leyla überredete sie noch zu einem weiteren. Damla sagte: „Ich gehe schnell mal auf die Toilette. Du kannst schon mal den Film anmachen, der Anfang ist eh immer langweilig!“ Sie ging ins Bad, schaute sich im Spiegel an und vertrieb sich die Zeit ein wenig, da sie den Beginn des Films auf diese Weise verpassen wollte.

Doch nach einer halben Stunde war sie immer noch nicht zurückgekehrt. Leyla ging in Richtung Bad, um nach ihr zu sehen. „Damla, wo bist du? Du verpasst noch die spannendsten Stellen!“, rief Leyla im Flur, der zum Bad führte. Doch niemand antwortete. Sie stellte sich vor die Badezimmertür und rief ein weiteres Mal: „Damla, wo bist du? Bist du noch da? Hallo?“ Doch anstatt eine Antwort zu erhalten, hörte sie nur, wie sie ihre gerade gestellten Fragen wiederholte. Sie öffnete die Badezimmertüre, für die es schon lange keinen Schlüssel mehr gab und schaute nach ihr. Doch es war niemand im Bad zu sehen. Sie schaute sich auch in den anderen Zimmern der Wohnung um. Nirgendwo konnte sie Damla entdecken. „Sie will mich bestimmt nur erschrecken, wie ich sie kenne“, dachte sich Leyla. Doch als nach einer weiteren Viertelstunde immer noch keinerlei Reaktion kam, machte

sie sich ernsthaft Sorgen und schaute noch einmal im Bad nach. Die unheimliche Ruhe in der Wohnung und die hoffnungslose Suche nach ihrer besten Freundin machten ihr Angst. Durch einen kräftigen Windstoß öffnete sich plötzlich das Fenster einen Spalt und sie sah, dass es eigentlich gar nicht geschlossen gewesen war. Nun wurde ihr die ganze Sache wirklich unheimlich. Sie rief ihre Mutter an, um ihr alles zu erzählen und sie zu bitten, nach Hause zu kommen. Doch ihr Handy war nicht aufgeladen. Zum Glück hatten ihre Eltern ein Telefon im Wohnzimmer auf dem Sideboard, das auch funktionierte. Sie schaute sich ein weiteres Mal in ihrer Wohnung um und beschloss dann, die Polizei zu informieren.

Als nach zehn Minuten zwei Polizeibeamte an der Tür klingelten, rannte Leyla sofort zur Tür und öffnete sie. Sie erzählte den Polizeibeamten alles noch mal, von Anfang an im Klartext.

Die Polizei suchte in der Wohnung nach Spuren der Vermissten – und denen eines eventuellen Täters. Als sie aber nichts finden konnten, schauten sie sich natürlich auch im gesamten Umkreis des Hauses um. Das ganze Haus, vom Keller bis zum Speicher, die Garagen, die Müllhäuser und die Straßen drum herum wurden intensiv unter die Lupe genommen. Es gab aber keine einzige Spur. Es war mittlerweile schon halb drei in der Früh. „Es tut mir Leid, wir werden morgen erst einmal zu den Eltern des Mädchens fahren und gegen Nachmittag, wenn es noch hell ist, hier noch einmal weitere Prüfungen vornehmen. Mein Kollege von der Spurensicherung wird wieder mitkommen. Danke für die Adresse. Bis morgen und gute Nacht noch“, sagte einer der Polizisten zu Leyla. Sie konnte natürlich nicht schlafen, weil sie zu große Angst davor hatte, dass ihr etwas zustoßen könnte.

Am nächsten Tag gegen 12 Uhr mittags kamen die – in dieser Hinsicht noch unwissenden – Eltern von Leyla nach Hause. Leyla erzählte ihnen alles von A-Z. Die Eltern waren entsetzt und natürlich geschockt. Sie hatten eigentlich nicht einmal erlaubt, dass Damla bei Leyla schlafen sollte. Als dann die Polizei mit der Mutter von der verschwundenen Damla kam, suchten sie weiter nach ihren Spuren. Sie suchten im Hinterhof, bis hin zur Autobahn runter. Die Spürhunde

der Polizei schnüffelten und suchten sie auch, mit all ihrer Kraft. Plötzlich als die Eltern von Damla im Hof noch nach Spuren suchten, rief der Vater der Vermissten: „Schau mal, Schatz, da ist die Halskette, die ich Damla zu Weihnachten geschenkt habe!“ Alle liefen sofort hin. Die Polizei nahm das Schmuckstück mit Handschuhen hoch, legte es in eine Tüte hinein und brachte die Kette sofort auf das Revier. Sie überprüften sie nach Fingerabdrücken und die fanden sie auch. Sie entdeckten nicht nur die Fingerabdrücke eines Schwerverbrechers, der erst vor zwei Monaten aus dem Gefängnis wegen guter Führung entlassen worden war, sondern auch noch Blutspuren der Vermissten. Für alle war sofort klar, dass Damla die Kette vom Hals gerissen worden war.

Die Beamten von der Spurensicherung fuhren sofort in das Haus des Verbrechers, das wie ein altes und verlassenes Anwesen wirkte. Sie durchsuchten das Haus nach Damla. Plötzlich hörten sie Schreie. Sie folgten gleich den Geräuschen, die aus dem Keller kamen. Ronald B. stieß mit der Waffe in der Hand, in einem absoluten Hauruck-Verfahren, die alte verfallene Holztüre in dem dunklen Kellerloch auf. Dort saß Damla tatsächlich gefesselt und zitternd vor Angst auf einem alten Holzstuhl, vor einem runden Eichentisch, neben einem hohen Schrank, dem einzigen Mobiliar in dem dunklen Gemach. Damla hatte es irgendwie geschafft, dass das Tuch, das ihr der Entführer um den Mund gebunden hatte, verrutscht war und sie deshalb schreien konnte. „Wir müssen weg!“ schrie sie. „Er kommt gleich wieder! Sein Handy funktionierte nicht und deshalb ist er wütend und tobend abgehauen. Schnell, bindet mich los!“, rief Damla völlig erschöpft.

Die Eltern rannten sofort zu ihr, um sie zu befreien. Auf einmal hörten sie Schritte und einen Mann, der lautstark über jemanden schimpfte. Damlas Eltern versteckten sich schnell hinter dem Schrank. Die Tür hatten die Beamten wieder angelehnt. Sie war erstaunlicherweise unversehrt geblieben. Daher konnte Damlas Entführer, der sich bereits näherte, nicht sofort erkennen, dass in diesem dunklen Loch für ihn Gefahr drohte. Er kam, schimpfte und tobte, als er feststellte, dass Damla nicht mehr gefesselt war. Die Polizisten erwarteten ihn –

gleich hinter der Tür. Der Täter war geschockt, als er feststellen musste, dass die Polizei sie gefunden hatte. Er brüllte: „Jim, stay out! They are gonna get you!“. Er versuchte zu fliehen. Doch die Polizisten waren schneller. Sie nahmen ihn, Vincesco Rodriguez, am Tatort fest und auch Jim, den seine Komplizen alle Big Jim nannten. Er war von großer Statur und sehr kräftig. Auf dem Weg ins Polizeirevier unterhielten sich die beiden lautstark. „Jim, du Volltrottel! Damals waren es nur Süßigkeiten – und jetzt geht’s um 300.000 Dollar, die wir wegen dir vergessen können. Du Idiot!“ „Häh?“, fragte Jim, der im Denken noch nie der Schnellste gewesen war. „Was meinst du mit Süßigkeiten?“ „Es war an einem heißen Sommertag in Downtown Chicago, an der Ecke, wo wir uns damals eben immer getroffen haben, du weißt schon, ..., ich erinnere mich noch genau, als ob es gestern gewesen wäre. Ich war gerade von der High School geflogen, völlig grundlos, versteht sich, und wir langweilten uns, hingen irgendwo rum. Da hatten wir plötzlich die Idee, unseren ersten Raub durchzuführen. Alles lief wie geplant – wir hatten die Beute vom Kiosk an der Ecke. Wir glaubten zumindest, sie zu haben. Als wir sie später aufteilen wollten, stellte sich heraus, dass Big Jimmy, der große Held, die Tüte mit den Süßigkeiten am Tatort – vor Schreck – fallen gelassen hatte, erinnerst du dich? Da sagt man immer, you live and you learn. Ich hätte es besser wissen müssen! Damals hast du schon wegen so einer kleinen Sache das Heulen und Zähneklappern gekriegt – und du hast nichts – aber auch gar nichts dazu gelernt!“ Big Jim stand der Mund offen. Ihm fehlten mal wieder die Worte. Er stammelte ganz nervös: „Ich, ich hab’ – ich war – immer ..., war ich für dich da. Und jetzt bin ich wieder an allem Schuld. Neulich, der Griff in die Handtasche von der alten Lady, hat sich doch gelohnt – die da vor der Bank war und ...“ „Ach, erzählen Sie ruhig weiter“, warf einer der Polizisten, interessiert, ein. „Allerdings glaube ich bereits zu wissen, um welchen Diebstahl es sich handelte, da die geschädigte Dame zufällig die Inhaberin eines bekannten Hotels in Chicago ist, das sich an der berühmten Magnificent Mile befindet“. „Mensch, Jim! Halt endlich dein Maul! Du machst alles nur noch schlimmer.“ „Ich wollte doch nur ...“ „Halt die Klappe, oder ich

vergesse, dass ich hier zwischen Bullen eingezwängt sitze!“, rief Rodriguez und schüttelte fassungslos den Kopf. In diesem Moment fuhr der Dienstwagen der beiden Polizeibeamten vor dem Revier vor. Die Polizeibeamten waren schon sehr neugierig auf die Fortsetzung der Geschichte zum Thema „Taschendiebstahl von Jane E. Anderson – ein gelungener Raub“. Auf lange Sicht war dieser Diebstahl dann doch nicht so ganz geglückt. Er führte allerdings zu einer Verlängerung der Haftstrafe, in sicherer, aber bescheidener Unterkunft. Für Rodriguez war es ganz besonders schmerzlich, an jenem Tag noch erfahren zu müssen, dass sie eigentlich das falsche Mädchen entführt hatten. Leyla – und nicht Damla, wie sie fälschlicherweise angenommen hatten – war nämlich die Tochter von James McFit, einem der erfolgreichsten amerikanischen Geschäftsmänner. Die McFit-Company umfasst eine Kette von 200 Fitness-Studios in den U.S.A., die besonders von Mitgliedern der High Society besucht werden. Die beiden Straftäter wollten McFit um 300.000 Dollar erpressen.

Damla war jedenfalls befreit worden und hatte außer der Schramme am Hals keine weiteren Verletzungen. Sie bedankten sich alle bei den Polizisten und besonders bei Leyla, weil sie den Mut gehabt hatte, sofort die Polizei um Hilfe zu bitten. Alle waren stolz, erleichtert und glücklich, Damla wieder zu haben. Denn, obwohl etwas Schlimmes passiert war und es kein typisches „Happy End“ gibt, hat diese Geschichte doch ein gutes Ende. Vincesco Rodriguez hat, während er seine mehrjährige Haftstrafe verbüßt hat, einen Krimi über seine missglückten – und auch erfolgreichen – Überfälle geschrieben, mit dem Titel: „Wir sind Vincesco und Big Jim – holt uns hier raus!“ Big Jim hat im Gefängnis sein, ihm bis dahin verborgenes, künstlerisches Talent entdeckt und die Comics zu dem biographischen Roman von Rodriguez beige-steuert. Der Roman wurde in 13 verschiedene Sprachen übersetzt. Demnächst soll wohl folgende Website von ihnen erscheinen: www.knastliteratur.de. Rodriguez und Jim waren – nach Al Capone – plötzlich die berühmtesten Gangster von Chicago. Sie leben heute von ihren Honoraren, die sie als Krimi-Autoren bekommen. In Gefängnissen halten sie Vorträge zum Thema: „Alternatives Gangsterleben“. Nach

der 7. Auflage des spannenden Kriminalromans wurden sie auf der New York Times abgebildet, mit dem Titel: „Luck happens!“

Anmerkungen des Autoren-Teams: Es handelt sich im vorliegenden Fall um einen rein fiktiven Kriminalroman. Irgendwelche Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und völlig unbeabsichtigt.

Zu Risiken und Nebenwirkungen von Straftaten erkundigen Sie sich bitte bei Ihrem Polizeipräsidium, um diese dann auf jeden Fall - wie den Aufenthalt im Gefängnis - unbedingt zu vermeiden.

Die Klasse 7a der Hauptschule an der Fürstenrieder Straße hat einen der fünf Teampreise gewonnen.

VERBRECHEN IN NEW YORK

Georg saß in seinem Auto, das am Rand einer noblen New Yorker Einkaufsstraße geparkt war. Regen prasselte auf die Windschutzscheibe seiner feuerroten Corvette. Er wartete auf seinen Freund Paul, der sich gerade eine neue Uhr kaufen wollte. Georg dachte: „Wo bleibt er denn bloß? Hat er etwa immer noch keine Uhr gefunden, die ihm gefällt?“ Er wollte gerade die Zeitung aufschlagen, da hörte er plötzlich laute Schreie. Sie kamen aus dem Juwelierladen. Kurz darauf setzten ohrenbetäubende Knalle ein. Ihm wurde klar, dort drinnen wurde mit Schusswaffen geschossen. Mit gezückter Pistole stieg er aus dem Auto und hastete auf den Laden zu. Als er in der Tür des Gebäudes stand, war es schon zu spät. Paul und der Juwelier lagen regungslos auf dem Boden. Georg sah, dass der Safe aufgebrochen worden war. Der teure Kronjuwel fehlte. Georg dachte sich: „Dieser Kronjuwel ist sicher viele Mio. \$ wert.“ Der Laden sah sehr verwüstet aus. Teure Kronleuchter waren von der Decke gestürzt, Vitrinen mit schönen Uhren waren zerschossen. Und der Boden war rot von Blut. Er stürzte zu Paul, der, auf dem Boden liegend, stöhnte. Georg eilte zum Telefon, das auf dem Ladentisch stand. Als er den Hörer abnahm, stellte er entsetzt fest, dass das Telefonkabel durchtrennt war. Blitzartig fiel ihm Pauls Handy ein, das er Sekunden später in der rechten Hosentasche seines Freundes fand. Er informierte Polizei und Notarzt über die schrecklichen Ereignisse. Wenige Augenblicke später konnte er erleichtert das Martinshorn von Polizei- und Krankenwagen hören.

Zwei Tage danach besuchte Georg Paul im Krankenhaus. Er freute sich schon darauf, seinen Freund wiederzusehen. Als er in Pauls

Zimmer angekommen war, fragte Georg seinen Freund gleich: „Wie geht es dir?“ „Mir geht es schon viel besser“, war dessen Antwort. Georg war sehr froh, Paul schon wieder so munter zu erleben. Von seiner langjährigen Zusammenarbeit mit Paul, bei der CIA, wusste Georg, dass sein Kollege nicht so leicht unterzukriegen war. Während ihrer Unterhaltung fragte Georg Paul nach vielen Einzelheiten des Überfalls. Unter anderem erfuhr er, dass Paul im Hinterhof des Juwelierladens ein weißer Lieferwagen aufgefallen war, dessen linkes Rücklicht beschädigt gewesen war und, dass von den fünf Verbrechern einer sehr groß und ein anderer eher klein war. Nach einer Stunde verabschiedete sich Georg wieder von Paul. Er musste herausfinden, wer die Täter waren und sie dann fassen.

Georg stieg in seine Corvette ein und fuhr los. Er sah unzählige weiße Lieferwagen, aber keiner davon sah so aus wie der, den Paul ihm beschrieben hatte. Als Georg an einem Hotel vorbeifuhr, blieb er stehen. Polizei- und Krankenwagen standen vor der Eingangstür des Hotels. Schnell schaltete er den Motor seines Autos ab und stieg aus. Sofort ging er auf einen Polizisten zu und fragte ihn, was geschehen sei. Der Polizist antwortete: „Eine alte Frau sagte, dass auf einmal laute Schreie aus der Eingangshalle des Hotels kamen. Kurz nachdem die Schreie verklungen waren, fuhr ein weißer Lieferwagen, dessen linkes Rücklicht beschädigt war, um die Ecke. Als sie in das Hotel gingen, sahen sie, dass acht Menschen regungslos auf dem Boden lagen. Allerdings stellte sich heraus, dass drei von ihnen nur leicht verletzt waren. Georg bedankte sich bei dem Polizisten und ging auf sein Auto zu.

Als er zur nächsten Ampel kam, entdeckte er plötzlich den Lieferwagen. Dort auf der anderen Straßenseite fuhr er, der weiße Lieferwagen mit dem beschädigten linken Rücklicht. Als die Ampel grün leuchtete, fuhr Georg los. Langsam und unbemerkt fuhr er hinter dem Lieferwagen her. Wenige Minuten später merkte er, dass sie auf dem Weg zum Chrysler Building waren. Er sagte zu sich selbst: „Wahrscheinlich wollen sie einen nächsten Einbruch starten. Aber diesmal werde ich ihnen einen Strich durch die Rechnung machen!“ Tatsächlich parkte der besagte weiße Lieferwagen bald vor dem Chrysler Building. Georg

nahm den nächstbesten Parkplatz. Er sah, wie fünf schwarze Gestalten aus dem Lieferwagen ausstiegen. Sie schauten sich kurz um, ob sie keiner sehen würde. Dann rannten sie in das Chrysler Building hinein. Georg huschte auf das Gebäude zu. Dabei zog er eine kleine Pistole aus der Innentasche seiner Jacke.

Als er an der Tür des Hochhauses stand, drehte er sich noch einmal um und lief dann hinein. Er konnte gerade noch sehen, wie der Kleinere der Verbrecherbande im Lift verschwand. Sofort stürzte er in einen anderen Lift und drückte wahllos auf den Knopf für den zehnten Stock. Er dachte: „Vielleicht habe ich sie jetzt verloren. Aber als die Tür aufging, sah er sie. Alle fünf Verbrecher rannten durch die Gänge. Als sie ihn erblickten, schossen sie auf Georg. Er schoss zurück. Schnell rannten die fünf Verbrecher in den nächsten Gang, verfolgt von Georg. Es folgte ein wilder Schusswechsel, aber Georg blieb unverletzt. Als er einen weiteren Schuss abfeuerte, traf er den großen Verbrecher. Die Verbrecher rannten und rannten was das Zeug hielt, doch Georg blieb dicht hinter ihnen und gab immer wieder Schüsse auf die Flüchtenden ab. Als er den Ausgang erreicht hatte, konnte er gerade noch erkennen, wie die Maskierten mit dem Lieferwagen davon düsten: „Ihr entwischt mir nicht!“, schrie er und stieg in seine Corvette. Er legte den ersten Gang ein und drückte aufs Gaspedal. Georg preschte den fünf Verbrechern hinterher. Seine Corvette wurde immer schneller. Bald hatte er den weißen Lieferwagen eingeholt, da bog dieser um die Kurve. Als Georg abbog, quietschten seine Reifen fürchterlich. Er wich den anderen Autos aus und hatte den Lieferwagen fast wieder eingeholt, da bogen die Banditen erneut ab. Wieder folgte er ihnen. Als sie auf gerader Strecke dahin jagten, nahm Georg sein Funkgerät und alarmierte die Polizei. Vor ihm und den Verbrechern erhob sich der Central Park. Georg fasste es nicht, die Einbrecher fuhr einfach durch den Central Park. Er blieb kurz stehen und dachte: „Wenn ich sie jetzt nicht verfolge, habe ich die Chance verpasst, die Verbrecher zu fassen“. Dann holte er einmal tief Luft und fuhr los. Nach wenigen Minuten konnte er den Lieferwagen schon wieder sehen. Geschickt fuhr er durch die vielen Leute, die im Central Park spazieren gingen. Er

beugte sich aus dem Fenster des Autos und schoss auf den Wagen der Verbrecher. Er traf das Wagenrad, woraufhin der Lieferwagen ins Schleudern geriet und gegen einen Baum prallte. Georg hielt an und lief auf den Lieferwagen zu. In diesem Moment sah er drei Polizeiwagen um die Ecke schießen. Mit quietschenden Reifen kamen sie kurz vor dem Lieferwagen zum Stehen. Aus jedem Auto sprangen drei Polizisten. Sie stürmten auf den Lieferwagen zu und nahmen die Verbrecher fest.

Als Georg am nächsten Tag seinen Freund Paul vom Krankenhaus abholen wollte, stand auf der Titelseite der Tageszeitung, neben seinem Foto, in großen Buchstaben, dass Georg durch seinen mutigen Einsatz der Polizei verhalf, eine seit Monaten gesuchte Verbrecherbande hinter Gitter zu bringen.

Die Klasse 3d der Grundschule an der Gänselieselstraße hat einen der fünf Teampreise gewonnen.

DER FALL FÜR KIM, DEN DETEKTIV

Hallo, ich bin Kim, ein Detektiv. Ich habe viele Freunde. Die Freunde haben mir den Spitznamen Kimmi gegeben. Mein Vater liest mir immer die Zeitung vor. Irgendwann an einem schönen Sonntagmorgen las er mir den Artikel über das, was am gestrigen Tag geschehen war, vor. Ich hörte ihm gespannt zu. Es ging um einen Überfall:

„Gesucht wird ein Dieb, der schon oft etwas geklaut hat. Er hat die Geldbörse einer alten Dame gestohlen. Danach hat ihn niemand mehr gesehen“.

Nachdem mein Vater den Artikel zu Ende gelesen hatte, habe ich gesagt: „Ich habe meinem Freund Lenz versprochen, dass ich ihn nach dem Frühstück anrufe.“ Also, rief ich Lenz an. Ich erzählte ihm von dem Bericht in der Zeitung und fragte ihn, ob er mit mir spielen würde. Er rief: „Na klar! Du kannst bei mir übernachten und morgen mit mir in die Schule gehen. Nach der Schule kannst Du dann gleich mit zu mir nach Hause kommen.“ Ich fragte meine Eltern, ob ich das dürfte und sie sagten: „Wenn Du uns versprichst, genug zu schlafen, darfst Du!“. Ich versprach es und ging dann mit Bettzeug und Schulranzen zu Lenz. Ich brachte ihm auch die Zeitung mit. Wir lasen den Artikel noch mal ganz genau durch und beschlossen, den Dieb zu fangen. Wir setzten uns an den Computer und schauten im Internet nach, wo der Überfall stattgefunden hatte. Wir stellten fest, dass da auch noch ein Bild von dem gesuchten Dieb war, denn er war schon oft im Gefängnis gewesen. Wir kopierten uns das Bild heraus und schrieben uns auf, in welcher Straße der Überfall passiert war. Dann machten wir uns auf die Suche.

Wir gingen sofort in die Koboldstraße, wo der Überfall stattgefunden hatte. Dort stand nur ein Mann. Wir musterten ihn und dann das Foto. Das musste er sein! Da ging der Mann los und blieb vor einem Haus stehen. Lenz und ich verfolgten ihn unauffällig. Nun schloss er die Tür auf und trat ein. Wir beobachteten das Ganze hinter einem Baum und warteten etwa 10 Minuten. Da kam der Mann wieder aus dem Haus. Er war verkleidet mit einer Perücke und neuen Kleidern. Man konnte ihn kaum wieder erkennen. Er ging schnell die Straße hinunter und wir folgten ihm. Nun bog er in die Polizeistation ein. Wir warteten kurz und gingen dann auch zur Polizeidienststelle hinein. An der Tür, die direkt ins Polizeizimmer führte, blieben wir stehen und lauschten. Die Stimme des Mannes erklärte dem Polizisten: „Dieser Dieb ist einfach schrecklich! Man kann sich auf der Straße nicht mehr sicher fühlen.“ Da flüsterte Lenz zu mir. „Das ist nicht der Dieb.“ Wir kehrten wieder in die Koboldstraße zurück. Dort stand schon wieder ein Mann. Er hatte aber ein Tuch vor dem Gesicht, in das er Löcher für die Augen geschnitten hatte und trug eine Sonnenbrille. Der Mann sah sehr gefährlich aus. Ich flüsterte Lenz ins Ohr: „Der Mann sieht unheimlich aus. Ich glaube das ist der gesuchte Dieb.“ Schnell antwortete Lenz: „Bloß keine Zeit verlieren! Denken wir lieber darüber nach, wie wir ihn fangen können.“ Da kam mir eine Idee. Ich sagte zu Lenz: „Hol mal Dein Handy!“ Lenz zog das Handy aus der Hosentasche. Ich erklärte ihm: „Ich habe meins auch dabei.“ Nun sagte Lenz: „Jetzt habe ich den Plan verstanden! Aber gehen wir ihn trotzdem noch mal zusammen durch.“ Wir setzten uns auf eine Bank und gingen jeden Schritt durch. Dann machten wir uns an die Arbeit. Lenz ging zur Polizei und ich verfolgte den Mann. Lenz erklärte den Polizisten: „Wir wissen, wer der Täter ist, aufgrund der Fallbeschreibung, die gestern in der Zeitung stand. Wir, das sind mein Freund Kim und ich. Mein Freund verfolgt gerade den Dieb und verständigt uns über sein Handy, wo der Dieb sich gerade befindet. Wir müssen jetzt einfach nur in die Koboldstraße.“ Währenddessen behielt ich den Mann mit dem Tuch fest in den Augen und hoffte, dass er mich nicht entdecken würde. In diesem Augenblick bog eine ältere Dame um die Ecke. Ich sah, wie der Mann

auf sie zuing. Er riss ihr die Handtasche vom Arm. Die alte Dame schrie. Er raste los. Und ich rannte, so schnell ich konnte, hinterher. In meinen Gedanken wusste ich, dass ich der Schnellste der Klasse war – und das gab mir Kraft. Schnell griff ich nach meinem Handy und rief Lenz an. Das war gar nicht so einfach, während des Rennens. Keuchend sprach ich ins Handy: „Ich renne gerade durch die Spalatinstraße. Kommt schnell!“ Ich sah das Polizeiauto von vorne einbiegen. Der Dieb drehte sich um und rannte jetzt in meine Richtung. Ich stellte mich an den Zaun. Als er gerade an mir vorbeirennen wollte, stellte ich ihm ein Bein. Er fiel hin und wollte sich gerade wieder aufrichten. In dem Moment bekam ich große Angst und zitterte. Zum Glück hielt jetzt das Polizeiauto bei uns an. Erst sprang Lenz aus dem Auto. Ihm folgten zwei kräftige Polizeimänner. Sie legten dem Dieb Handschellen an und sagten zu Lenz und mir: „Gut gemacht!“ Wir durften im Polizeiauto mit zur Wache fahren. Dort wurde der Dieb eingesperrt. Jetzt erzählte ich den Polizisten, dass der Mann gerade wieder eine alte Dame überfallen hatte, der man jetzt noch helfen müsste. Die Polizisten erklärten uns: „Das übernehmen wir jetzt. Solche, wie Euch, können wir bei der Polizei, wenn Ihr größer seid, gut gebrauchen. Zur Belohnung dürft ihr einen Tag bei uns mitarbeiten. Vielleicht gibt es ja wieder einen spannenden Fall und Ihr könnt uns helfen.“

Nun gingen wir nach Hause zu Lenz und erzählten den Eltern, was wir erlebt hatten. Sie haben uns ein bisschen geschimpft – aber auch gelobt. Wir gingen dann ins Bett und träumten zufällig beide von einem großen Räuberfang. Am nächsten Morgen gingen wir dann zusammen fröhlich in die Schule.

Die Klasse 3d der Grundschule an der Gänselieselstraße hat einen der fünf Teampreise gewonnen.



PROJEKT MANHATTAN IN GEFAHR

Das Wetter war mild, es roch nach Frühling und die Glocken der Kirchturmuhren schlugen zwölf Mal, als die dreizehnjährige Stephanie durch die laute Stimme ihres Vaters aufwachte. Im Hintergrund war leise die sanfte Stimme ihrer Mutter zu hören. Vorsichtig öffnete Stephanie die Tür zu ihrem Zimmer und schlich zur Treppe. Unten sah sie ihren Vater und ihre Mutter, die am Telefon standen und telefonierten. Ihr Vater schrie: „Aber der Täter muss doch irgendetwas hinterlassen haben oder ...“ „Es waren drei Täter!“, vernahm sie es plötzlich durch den Lautsprecher. Sofort erkannte Stephanie die Stimme ihres Onkels Albert. „Bevor du mich wieder fragst, ich habe nur wenig erkennen können, unter anderem, dass einer völlig in Weiß gekleidet war“. „Du musst doch wenigstens gesehen haben, welche Augenfarbe der Täter ...“, schrie ihr Vater ins Telefon. Aber bevor er den Satz vollenden konnte, legte ihm ihre Mutter die Hand auf den Arm: „Frank, bitte beruhige dich. Lass meinen Bruder doch erst mal ausreden.“ Nachdem ihr Vater etwas Unverständliches grummelte, ergriff ihr Onkel Albert das Wort: „Danke, dass du deinen Mann endlich zur Vernunft gebracht hast, Maja. Also, es war heute so ungefähr vor zwei Stunden. Meine Kollegen waren alle schon gegangen und ich hatte gerade meine Unterlagen in meine Mappe gesteckt. Plötzlich stürmten drei Maskierte, ich vermute mal Männer, herein. Einer der Drei war, wie ich schon gesagt habe, völlig in Weiß, die anderen in Schwarz, gekleidet. Der weiß gekleidete Täter war wohl ihr Anführer, denn er zielte mit einer Pistole auf mich und zischte, dass ich die Unterlagen rausrücken sollte. Ich wehrte mich und spritzte ihm Tinte ins Gesicht, worauf die-

ser fluchend nach hinten taumelte und sich die Maske vom Kopf riss. Aber auf einmal spürte ich einen dumpfen Schlag auf dem Hinterkopf und dann wurde mir schwarz vor Augen. Ich kann mich leider nur noch verschwommen an den Täter erinnern. Er hatte, glaube ich, blondes Haar und einen blonden Vollbart. Seine Haut war recht blass, bis auf die Tinte natürlich, die durch die Sehschlitze gedrungen war. Von diesem Raub darf aber niemand erfahren, versteht ihr! Das Projekt Manhattan ist in Gefahr!“ Nach dieser Aussage herrschte erst einmal Stille am Telefon.

Das genügte Stephanie und sie schlich zurück in ihr Zimmer. Schnell legte sie sich wieder in ihr Bett und in ihrem Kopf schwirrten tausend Fragen herum: „Warum schreit mein Vater so? Hat es irgendwas mit seinem Job beim Militär zu tun und warum ist dieses komische „Projekt Manhattan“ in Gefahr?“ Mit diesen Gedanken schlief sie schließlich völlig verwirrt und erschöpft ein.

Am nächsten Morgen wachte Stephanie total übermüdet auf. Sie sah auf die Uhr und sprang dann erschrocken aus dem Bett. Wenn sie sich nicht beeilte, würde sie zu spät zur Schule kommen. Nachdem sie fertig war, hastete sie mit einem notdürftig geschmierten Brot aus dem Haus, zur Schule. Dort kam sie gerade noch rechtzeitig zum Unterricht an.

Als der langweilige Schultag endlich vorbei war, hatte Stephanie einen Entschluss gefasst. Sie würde sich heute zu der Universität, wo ihr Onkel Albert arbeitete, begeben und sich dort den Tatort mal genauer anschauen. Sie rief von einem nahegelegenen Postamt zu Hause an. Während es klingelte, dachte sie insgeheim: „Bitte, lass meine Mutter rangehen, bitte, bitte, bitte, bitte!“ Sie wartete und wartete. Gerade als sie auflegen wollte, meldete sich ihre Mutter am Apparat. Bevor diese irgendetwas sagen konnte, platzte es aus Stephanie heraus: „Hi, Mum, könnte ich heute vielleicht bei Caroline übernachten? Bitte!“ Nach einer kurzen Pause meldete sich ihre Mutter: „Nein, Stephanie, tut mir leid, du darfst dort nicht übernachten. Sei bitte spätestens um 22:30 Uhr zu Hause.“ „Wenigstens bis 22:30 Uhr“, dachte Stephanie und verabschiedete sich von ihrer Mutter. Sie legte hastig

auf und hörte nicht mehr den Gruß ihrer Mutter. Sie war schon auf dem Weg zur Universität.

Vor der Universität angekommen, erblickte sie auf einmal einen Mann, der der Beschreibung ihres Onkels sehr nahe kam. Der große, blonde Mann war blass und trug einen weißen Smoking. Sofort nahm Stephanie die Verfolgung auf. Sie mischte sich unter die Menschenmenge, die nun langsam zunahm. Es würde nun leider hier in der Innenstadt viel schwieriger sein, den Täter im Auge zu behalten, ohne jedoch von ihm bemerkt zu werden. Der Mann eilte langsam aus dem Stadtzentrum wieder hinaus. Mit der Zeit kamen sie in den gefürchteten Stadtteil „Southside of Chicago“, Chicagos früheres Revier des Mafiabosses Al Capone. Ihre Eltern hatten sie schon oft vor diesem Stadtviertel gewarnt. Stephanie rang in Gedanken mit sich selbst: „Soll ich ihn weiter verfolgen? Steckt am Ende noch eine Verbrecherbande hinter diesem Überfall und wollen sie Onkel Albert etwa erpressen?“

Sie entschied sich dafür, trotz aller Warnungen, den Verdächtigen weiter zu verfolgen. Als sie wieder aufsaß, bemerkte sie, dass der Mann gerade in eine Straße einbog und hinter einer Häuserwand verschwand. So schnell sie konnte, sprintete sie zu der Straße und spähte vorsichtig um die Hausecke. Dort konnte sie gerade noch feststellen, dass eine Tür zugeschlagen worden war. Leise schlich Stephanie näher an das Haus heran und duckte sich unter einem offenen Fenster. Sie lugte kurz über die Fensterrahmen und sah den Mann, den sie verfolgt hatte, mit einem Asiaten gemeinsam an einem Tisch sitzen. Der Mann aus China meinte in diesem Augenblick: „Seit du weg warst, hat sich das Geschäft hier um einiges verschlechtert, John. Verdammt, du hättest nicht erst heute früh aus New Orleans zurückkommen dürfen!“ „Mist!“ entfuhr es Stephanie, was sie im nächsten Moment sofort bereute. Drinnen wurden Stühle umgeworfen und die Tür flog auf. Stephanie rannte so schnell, wie sie noch nie in ihrem Leben gelaufen war. Der Asiate aber stieß nur kurz einen Pfiff aus, anstatt sie zu verfolgen. Sie wunderte sich, was das wohl zu bedeuten hätte, aber im nächsten Moment wurde es ihr schlagartig klar: Überall hinter ihr

flogen die Türen auf und einige Männer stürmten hektisch heraus. Stephanie sah sich hastig um und entdeckte verwegene Männer, teils hellhäutige, teils farbige und manch einer hatte sogar ein Messer in der Hand. Sie selbst raste die Straße entlang und schaute noch einmal zurück, entgegen der Regel: „Never look back!“ Dort sah sie John, der brüllte: „Schnappt euch dieses Mädchen! Es hat uns belauscht!“ Während Stephanie sich umsah, lief sie um eine Ecke, stolperte plötzlich über eine Kiste und fiel, wie ein nasser Sack, auf den Boden. Sie sah sich ängstlich um und dachte bei sich: „Jetzt ist es soweit, wenn ich mich nicht verstecke, erwischen sie mich und machen, weiß Gott was mit mir.“ Sie kauerte sich in die offene Kiste, über die sie gestolpert war, und hielt den Atem an. Als der erste Verbrecher an ihr vorbeilief, schloss sie in hoffnungsloser Erwartung die Augen fest zu. Doch es geschah nichts, stattdessen rasten die Gangster einfach an ihr vorbei. Nachdem die Schritte der Verbrecher verklungen waren, rappelte sich Stephanie ächzend auf und entfernte sich so schnell sie konnte aus dieser zwielichtigen Gegend.

Seufzend blickte Stephanie zum Himmel empor und bemerkte, dass es bereits Abend geworden war. Auf dem Ziffernblatt der Kirchturmuhre sah sie, dass dieses bereits 21:15 Uhr anzeigte und die Zeit wahrlich drängte. Dieser John war unschuldig, er hatte offensichtlich ein Alibi, da er zur Tatzeit noch in New Orleans war und somit als Verdächtiger nicht in Frage kommen konnte. Sie tappte jetzt wieder völlig im Dunkeln. Ihre einzige Spur hatte sich in Luft aufgelöst. Auf einmal hielt sie inne, sie wollte doch zur Universität.

Vor Stephanie ragte ein riesiges Bauwerk aus dem Boden hervor. Über dem Eingang prangten die Buchstaben: „University of Chicago“. Stephanie hatte ja den Entschluss gefasst, dem Tatort mal einen Besuch abzustatten und das machte sie nun. Sie ging zu dem Nachtpförtner und sprach ihn an: „Äh, Entschuldigung, ich bin die Nichte von Herrn Professor Einstein, könnten Sie mich vielleicht rein lassen?“ Der Pförtner antwortete nur steif: „Tut mir Leid, junge Dame, aber wir haben bedauerlicherweise seit 20 Minuten bereits geschlossen und dein Onkel ist auch schon um 20 Uhr gegangen.“ Stephanie

sah verzweifelt auf das Schild, das an dem Tor hing. Dieses besagte das Gleiche. Niedergeschlagen wandte sie sich um und war gerade im Begriff zu gehen, als sie doch noch einmal innehielt. Stephanie drehte sich nochmals um und fragte den Pförtner: „Wissen Sie, ob die Universität manchmal auch später schließt – und geht mein Onkel auch mal nach 20 Uhr weg?“ Der Pförtner entgegnete wieder so steif wie vorher: „Die Universität macht immer um 21 Uhr zu und ihr Onkel bleibt nie länger als 20 Uhr im Gebäude.“ Jetzt war alles klar für Stephanie. So schnell sie konnte, begab sie sich zu dem bescheidenen Heim ihres Onkels.

Stephanie stand vor der Eingangstür zum Haus ihres Onkels und klingelte. Sie wartete kurz und dann wurde die Tür geöffnet. „Nein Leo, zum letzten Mal. Oh, hallo Stephanie, ich hätte dich beinahe für meinen Kollegen Leo Szilard gehalten. Schön dich zu sehen, komm doch rein.“ Stephanie betrat das Häuschen und schlängelte sich durch Bücherberge und Papierstapel. Sie zog Jacke und Schuhe aus und setzte sich in einen Sessel. Es duftete nach Keksen, die ihr Onkel für sie auf den Tisch gestellt hatte. Er setzte sich auf den Stuhl gegenüber und fragte schmunzelnd. „Wie komme ich zu der Ehre, von dir aufgesucht zu werden?“ Stephanie antwortete: „Projekt Manhattan.“ Ihr Onkel blickte sie verstört an und meinte dann: „Was sollte dich deswegen zu mir führen?“ Stephanie sah ihn lange an und entgegnete dann entschlossen: „Ich bin wegen des vermeintlichen Überfalls hier. Du weißt genau, dass das nicht stimmt!“ Ihr Onkel sah sie verwundert an: „Warum sollte ich einen Überfall vortäuschen und das Projekt gefährden?“ „Du sagtest, du wärest um 22 Uhr überfallen worden, aber der Pförtner gab an, dass du bereits um 20 Uhr die Uni verlassen hättest“, entgegnete sie energisch. Er sah plötzlich alt und müde aus, als er nachgab: „Nun, du hast Recht, Stephanie, hätte nicht gedacht, dass es jemand herausfinden würde. Ich wollte dieses vermaledeite Projekt hinauszögern, weil ich erkannt habe, welche fatalen Folgen das Ganze hat. Letztendlich wusste ich aber, dass man dieses Projekt nicht gänzlich verhindern kann. Außerdem müssen wir unbedingt vor den Nazis mit so einer Bombe fertig werden.“ Stephanie fragte ihn: „Versprichst

du mir, dass du die Unterlagen morgen wieder an ihren Platz zurücklegst?“ „Ja, ich verspreche es dir“, seufzte Stephanies Onkel etwas erschöpft wirkend.

Stephanie schaffte es noch rechtzeitig nach Hause und ersparte sich daher die Standpauke ihres Vaters.

Am nächsten Morgen tauchten die Papiere auf wunderliche Weise wieder auf, wie Stephanies Eltern durch einen Anruf von Onkel Albert erleichtert erfuhren.

Die Klasse 7d des Staatl. Maria-Theresia-Gymnasiums hat einen der fünf Teampreise gewonnen.



Die preisgekrönten Krimis sind auch im Internet (www.pomki.de), in der Ausgabe 8 der Zeitschrift *spitzer* und in der Abendzeitung (auch online) veröffentlicht. Eine Krimigeschichte wird als Hörspiel bei Bayern 2 / radioMikro bearbeitet und gesendet. Alle Krimis werden einem großen Publikum auf der Kinderkrimi-Nacht vorgestellt und natürlich findet ihr alle Krimis auch in diesem Heft.



IMPRESSUM

Herausgeber:
Kultur & Spielraum e. V.,
Kinder-Krimipreis München 2009

München, Juni 2009

Auflage: 500 Stück

Redaktion und Zusammenstellung: Gitta Gritzmann,
Margit Maschek-Grüneisl, Luitgard Reiß

Titel: Thea Kramer

Illustrationen: Sarah Haubner, Hannah Vogler,
Isabelle Rosentreter, Matti Miguel Kleinheins Barroso,
Maximilian Püttner

Satz: Anja Rohde

Kontakt und Informationen: Kultur & Spielraum e. V.
Ursulastraße 5, 80802 München,
Tel.: (0 89) 34 16 76, www.kulturundspielraum.de



SPANNUNG, SPASS UND SPÜRNASEN. DIE BESTEN KRIMIS AUS DEM KINDER-KRIMIPREIS MÜNCHEN 2009.

Zusammengefasst finden sich in diesem Heft die besten Krimis aus dem 7. Kinder-Krimipreis, dem Krimischreibwettbewerb für Kinder von 9 bis 14 Jahren.

Welcher Krimi der 425 eingesandten Manuskripte den Preis in den drei Alterskategorien bekommen hat, darüber entschieden erwachsene Autoren, wie Rudolf Herfurtner und Beatrix Mannel, die Journalistin Geli Schmaus, Holger Trapp von den City-Kinos, die Pädagogin Conny Beckstein und fünf jugendliche Juroren aus München. Unterstützung erhielten sie von Friederike Schmidhuber von der Münchner Stadtbibliothek und Carola Gäde von der Internationalen Jugendbibliothek. Erstmals vergab die Jury einen Teampreis für besonderes Engagement an Gruppen und Schulklassen, die aus ihren eingereichten Manuskripten eines aussuchen und in einer gemeinsamen Schreibwerkstatt für den vorliegenden Kinder-Krimiband aufbereiten konnten.

Der Krimi-Schreibwettbewerb wird in jedem Jahr von einer Vielzahl an Schreibworkshops begleitet. Die Germanistin Gitta Gritzmann und die Buchwissenschaftlerin Silke Schetelig leiten sie in den Münchner Stadtbibliotheken, im Literaturhaus München und in den beiden Kinder- und Jugendkulturwerkstätten Seidlvilla und Pasinger Fabrik. Der Kinder-Krimipreis ist Bestandteil des Kinder-Krimifests, einem Literaturfestival rund um das Genre Krimi mit einer Vielzahl von Autorenlesungen, Hörspiel- und Theaterworkshops, Detektivspielen, Spielenachmittagen, Vorleseaktionen auf dem Polizeirevier, Workshops in Spurensicherung und Geheimschriften, Krimi-Lesereisen und einer abschließenden Kinder-Kriminacht in der Seidlvilla. Zu diesem Anlass gab es bereits eine erste Lesung der vorliegenden Krimis.